Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

Kurze Geschichten.

I. 3.

Prospekt

zu

„Kurze Geschichten“

in monatlich erscheinenden Bändchen.

Preis je 60 Pf.

Kabinettstücke erster Autoren.

Fesselnde Lektüre. — Keine Fortsetzungen.

Angenehmste Unterhaltung für eine müßige Viertelstunde.

„Kurze Geschichten“ bringen meist auf wenigen Seiten abgeschlossene Arbeiten unserer ersten Autoren und niemals Fortsetzungen.

„Kurze Geschichten“ bieten denen eine geeignete interessante Lektüre, die gewohnt sind, abends und vor dem Schlafen, auf der Reise oder nach Tisch ein Viertelstündchen zu lesen.

„**Kurze Geschichten**“ sollen den Deutschen im Auslande, dem keine Leihbibliothek zur Verfügung steht, durch Stichproben aus dem Schaffen unserer lebenden Schriftsteller auf dem Laufenden halten.

„**Kurze Geschichten**“ sollen in gleicher Weise jedem dienen, der Interesse an den litterarischen Leistungen unserer Zeit hat, jedoch nicht die Muße findet, diese durch die zeitraubende Lektüre großer Romane kennen zu lernen.

„**Kurze Geschichten**“ sollten in keiner Reisetasche, auf keinem Fremdenzimmer, in keinem Hotel und Restaurant fehlen.

„**Kurze Geschichten**“ in schmalem Taschenformat, geschmackvoll ausgestattet, auf holzfreiem englischen Papier gedruckt, zum Preise von 60 Pf. pro Band, wollen Sie geflg. auf dem beigefügten Verlangzettel als Abonnent bestellen.

Berlin W. 50,
Rankestr. 28. Hochachtungsvoll

Verlag der Romanwelt.

Kurze Geschichten.

I. 3.

Inhalt:

Berlin W. 50. Rankestr. 28.

Verlag der Romanwelt.

1897.

Inhalt des I. Bandes:

Inhalt des II. Bandes:

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Das Hoffräulein.

Von

Ernst von Wolzogen.

Ich hatte meinen Freund den Maler seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen. Ich mußte ihm das Kompliment machen, daß er vortrefflich aussehe; er schien mir wahrhaftig in dieser langen Frist nicht älter, sondern eher jünger geworden zu sein. Er trug seinen Kopf freier und leichter auf den Schultern, er schritt elastischer einher, seine früher so matten Augen blitzten ordentlich keck und die tiefen Leidenszüge in seinem Gesicht hatten sich geglättet. Dabei war der Mann inzwischen in die Vierzig hineingeraten und war zu einer zweiten Ehe geschritten, die, wenigstens so vom Hörensagen, keiner von seinen fernen Freunden so recht zu begreifen vermochte: eine nicht mehr ganz junge Witwe mit mehreren Kindern hatte er heimgeführt!

Auf der Straße hatten wir uns ganz unvermutet getroffen, und nun schlenderten wir Arm in Arm durch den strotzenden Frühling des herrlichen alten Parkes.

„Unglaublich!" mußte ich ein paarmal hintereinander laut hinausrufen, indem ich dem

lieben alten Jungen in meiner Freude einmal über das andere die Hand zwischen meinen beiden drückte und patschte.

„Ja mein Gott, was ist denn gar so unglaublich?“ rief er belustigt über mein Gebahren: „Daß mir's gut geht? oder daß ich überhaupt zum zweitenmal geheiratet habe, meinst du wohl?“

„Ja, lieber Kerl, das mein' ich allerdings,“ versetzte ich. „Ich hätte mir gedacht, nach deinen miserablen Erfahrungen im heiligen Ehestande wäre so was nun schon einmal gänzlich ausgeschlossen.“

„Aber ganz im Gegenteil,“ lachte er. „Weißt, lieber Freund: schlimmer als die erste konnte überhaupt keine sein — das war ausgeschlossen; ich konnte mich also in jedem Falle nur verbessern. Natürlich ein bissel Glück gehört auch dazu — und das hab' ich gehabt — wie du siehst.“

„Ach erzähl' mir doch, wie hat sich denn die Geschichte gemacht?“

Er blieb stehen und klopfte mir lachend auf den Rücken. „Nein, lieber Freund, daraus wird fein nix,“ spottete er. „Diese Luft und diese Farben, dieses quietschvergnügte Vogelkonzert und schließlich die Wiedersehensfreude, das stimmt zwar alles höchst mitteilsam — aber weißt, ich erzähle nie Geschichten von der Letzten — ich bin ein Künstler und kein Reporter, ich muß erst den nötigen Abstand von den Dingen gewinnen.

Weißt, heuer fang' ich an, die Geschichten von vor zehn Jahren zu erzählen."

„So so, schau, schau, also vor zehn Jahren hat's auch schon Geschichten gegeben? oder soll ich sagen noch gegeben — denn da stecktest du ja noch mitten drin in deinem großen Jammer. Weißt du auch, daß du damals in unseren Kreisen ziemlich allgemein für einen ganz schlimmen Don Juan gehalten wurdest? Wir hatten allerdings keine direkten Beweise — du warst ja immer so zurückhaltend über diesen Punkt, und solche Diskretion pflegt man zu ehren; aber die Damen wurden garnicht müde, sich über deine massenhaften Verhältnisse haarsträubende Dinge in die Ohren zu tuscheln. Es war grad', als ob deine eifersüchtige Gattin dich mit allem Fleiß interessant machen wollte, denn von ihr ging aller Klatsch aus."

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Maler mit einer abwehrenden Handbewegung. „Du kannst dich drauf verlassen, lieber Freund, von den Geschichten, die die aufgebracht hat, war nie eine wahr. Was ich während der Zeit meiner Ehe für Herzensgeschichten erlebt hab', davon konnte die Frau gar keine Ahnung haben, weil sie eben gar kein Verständnis hatte für das, was ein Mann von reicher Phantasie und gesunder Sinnlichkeit Liebe nennt. — Übrigens: unter uns Männern dürfte dafür auch nicht viel Verständnis zu finden sein, denn meiner Erfahrung nach sind und bleiben die meisten von uns in diesem Punkte ihr Leben lang Viecher."

„Du drückst dich etwas kräftig aus," erwiderte ich; „aber Recht hast du am Ende doch. Ich bin auch immer der Meinung gewesen, daß eine echte, schönheittrunkene Künstlerliebe ein köstliches und rares Ding sei in dieser brutalen Welt."

Mein Freund zog mich auf eine Bank unter einer mächtigen Linde. Der Platz war ganz abgelegen von den Pfaden, welche die Masse der Spaziergänger bevorzugte. Ein Bach floß mit ganz leisem Plätschern den Fußweg entlang und jenseits eröffnete ein ziemlich breiter Durchhau durch Gebüsch und Hain, die Aussicht über saftige gelbgesprenkelte Wiesen bis zu der bewaldeten Hügelkette. Ein schlanker weißer Dorfkirchturm ragte genau in der Mitte des Gesichtsfeldes in das wolkenlose Himmelsblau hinein.

Wir hatten uns beide Zigarren angesteckt und eine Zeitlang das friedliche Bild betrachtet. Dann nahm mein Freund mit einem seltsam verlegenen Lächeln das Gespräch wieder auf.

„Also schau, mein Lieber: ich will versuchen, dir klar zu machen, wie ich das meine mit der Liebe. Es ist ja möglich, daß ich ein ganz verdrehter Zwickel bin und mithin von keinem Menschen verlangen kann, daß er mich begreifen soll — aber schad' wär's doch, wenn's nicht mehr so Menschen gäb' wie mich, die eine so unbegrenzte Liebesfähigkeit mit einem solchen Überfluß von Treue verbinden."

Jetzt mußte ich doch lachen. Er war aber weiter nicht gekränkt, sondern seufzte nur drollig auf und fuhr fort:

„Siehst du, du lachst. Also gut — die Sache muß wohl komisch sein. — Am Vorabend meiner zweiten Hochzeit habe ich sorgfältig in meinem breiweichen Herzen herumgebaggert und fünfunddreißig weibliche Vornamen herausgefischt. Und du magst mir's nun glauben oder nicht, von diesen fünfunddreißig bin ich in der Gesinnung keiner einzigen untreu geworden — ich bewahre selbst denen ein freundliches Andenken, die ich schon in der Blüte der Verliebtheit als grobe Irrtümer fallen lassen mußte."

Ich sah mich schon wieder zu einem Einwand genötigt. „Ja, lieber Freund, ich begreife immer noch nicht, wie ich mir deine ewige Treue vorstellen soll. Ein freundliches Andenken bewahrt doch wohl jeder für seinen verflossenen Schatz, aber . . ."

„Nein, entschuldige, der Durchschnittsmann thut nicht einmal das," fiel er mir eifrig ins Wort. „Der Durchschnittsmann ist ein schamlos undankbares Geschöpf, welches sich erniedrigt, um ein Weib zu genießen, und sobald es genossen hat, sich frech mit seinem Siege bläht und ohne viel Federlesens die arme Geliebte von sich stößt. Das ist's, weswegen ich mich schon manchmal geschämt habe, ein Mann zu sein, und ich finde es traurig genug, daß ich mir als eine gar so seltene Ausnahme unter meinesgleichen vorkommen muß, bloß weil ich dankbar zu sein verstehe für empfangene Wohlthaten. Ich könnte einer Frau, die mich einmal geliebt hat, nie anders als mit tief dankbarer Verehrung gedenken, und

zwar erst recht, wenn ihre Liebe bis zur körperlichen Hingabe gegangen ist. Wir wissen doch, daß die Liebe im Leben der Frau einen ganz anderen Rang einnimmt als in unserem Leben; wir genießen nur ein ganz exquisites Vergnügen, über das wir in der nächsten Stunde schon mit klarem Kopf zur Tagesordnung übergehen können, und derweil hat die Frau vielleicht von der einen süßen Stunde eine Neugestaltung ihres ganzen Lebens, die Erfüllung ihrer Bestimmung erhofft, oder auch ihr Schicksal erwartet mit dumpfem Bangen und bebendem Grauen! Edle Frauenliebe ist immer ein Opfer, und das mindeste, was *wir* thun können, um uns solchen Opfers wert zu machen, ist, daß wir die Opfernden in Ehren halten und daß wir die Stunden des Glückes, wenn kein dauernder Bund sie festhalten kann, dann wenigstens für die Frau ebenso wie für uns zu einer Quelle schöner, reiner Erinnerung zu gestalten suchen.“

„Aber das bringt der gemeine Sterbliche nicht fertig,“ warf ich ein; „dazu gehört auch etwas künstlerischer Instinkt, meine ich.“

Er nickte. „Und zu meiner Art Treue auch,“ fügte er hinzu. „Philister und Banausen würden sie höchstwahrscheinlich sogar unsittlich schelten. Sieh' mal, von meinen fünfunddreißig Lieben gebe ich keiner vor der anderen den Vorzug, alle sind sie mir gleich ans Herz gewachsen, möcht' ich behaupten, obwohl ohne Zweifel ein paar recht dumme Gänschen oder auch taube Nüsse darunter sein mögen, die ich

einst in meiner Verliebtheit für volle Früchte nahm. Es deucht mir eine ganz rohe Philisterheuchelei, die wildgewachsene Liebe der legitimen gegenüber verächtlich herabzusetzen, und mich persönlich könnte auch die ehrlichste Liebe zur besten Gattin nicht dazu bringen, meine ideale Pflicht der Dankbarkeit gegen jene herzigen lieben Mädel oder leidenschaftlichen Frauen, die sich mir früher einmal in die Arme geworfen, zu vergessen. Ich bin auch absolut nicht imstande, mir ein Gewissen daraus zu machen, daß ich während der Zeit meiner unglücklichen ersten Ehe andere, bessere Liebe mit Eifer suchte und dankbar genoß, wo sie mir etwa ungesucht geboten wurde. Ich bin fest überzeugt, daß ich den hochherzigen Frauen, die mir Unglückseligem damals das Geschenk ihrer Liebe anzubieten wagten, mein Leben verdanke — ihnen bin ich also auch noch mit stärkerer Treue ergeben als all den anderen. Das wirst du begreifen, nicht wahr? Die heuchlerische Allerweltsmoral pflegt die Hingabe eines jungen Mädchens an einen Ehemann für den Gipfel der Verworfenheit zu erklären — mir will das ganz im Gegenteil als Gipfel schöner Selbstlosigkeit erscheinen. Leichtsinnig ist es freilich, sich so von seinem Gefühl tragen zu lassen, ohne zu fragen nach Vorteil und Gewinn, vielleicht sogar mit sicherem Unheil als notwendiger Folge vor Augen; aber giebt es etwas Liebenswürdigeres, Rührenderes als solchen Leichtsinn — schließt er nicht eigentlich alle schönsten menschlichen Tugenden in sich und alle häßlichen Eigenschaften aus?"

Die Frage heischte Antwort. Ich war überrascht durch die Behauptungen meines Freundes, obwohl auch meine Überzeugungen sich schon längst losgemacht hatten von jeder Nachwirkung jener westeuropäischen Gesellschaftsmoral, unter deren Einfluß wir alle noch groß geworden sind. Ich besann mich ein Weilchen, bevor ich meinen Einwurf zustande brachte. „Weißt du, lieber Freund," sagte ich, „das klingt alles ganz plausibel, was du da sagst, paßt aber doch nur auf Ausnahmefälle, die gar nicht einmal so leicht zu konstruieren sind. Wollte man eine solche Moral so ganz allgemein gelten lassen, so käme das einer Verführung zu höchst brutaler Rücksichtslosigkeit gleich. Die rührende Selbstlosigkeit eines Weibes, das einen Ehemann liebt, dürfte doch in den meisten Fällen eine schwere Kränkung der Gattin dieses Ehemanns in sich schließen, und sehr häufig dürfte für eine so selbstlos Liebende der Hauptreiz eines so aussichtslosen Verhältnisses darin liegen, daß dem Neid oder gar dem Haß gegen die legitime Besitzerin des Mannes dadurch Befriedigung verschafft wird, daß man ihn ihr auf einige Zeit wegfängt. Ich meine, das ist doch schon ein weniger rührendes Motiv. Du weißt, die Frauen sind im allgemeinen schon sehr wenig geneigt sich unter einander etwas gutes zu gönnen, ganz besonders aber die anständigen Mädchen, die den rechtzeitigen Anschluß versäumt, und die Frauen, die selber eine Niete in der Ehestandslotterie erwischt haben. Auf der anderen Seite ist es für eine geschickt

werbende Frau von einigem Reiz ja so leicht, das eheliche Gewissen eines Mannes einzuschläfern! Es ist eben für den Mann von Phantasie und kräftiger Sinnlichkeit schwer, sich mit einer Frau begnügen zu sollen — und wäre sie die Schönste und Beste! Wogegen die Frau, die es mit mehreren hält, sogleich ihre ganze Würde einbüßt und moralisch unfehlbar herabkommt. Sie kann den ungetreuen Mann nicht mit gleichen Waffen bekämpfen, sie ist gänzlich wehr- und hilflos — und darum erscheint es mir als eine natürliche Pflicht der Frauen, einander beizustehen in dem schweren Kampf gegen die grausame Ordnung der Natur."

„Du sollst recht haben," erwiderte der Maler gutmütig lächelnd. „So war's ja auch nicht gemeint — es fällt mir doch nicht ein, auf mutwillige Störung des ehelichen Friedens eine Prämie setzen zu wollen! Ich habe wirklich nur aus einigen Einzelfällen innerhalb meiner Erfahrung gefolgert. Es ist ja leicht möglich, daß meine Erfahrungen mit Frauen ganz absonderlicher Natur sind. Sieh' mal, wir Männer der gebildeten Stände pflegen die Weiblichkeit im allgemeinen mit einem wüsten Cynismus abzuthun, der das natürliche Ergebnis unserer rohen, prahlerischen Studentenjahre ist, in denen wir uns mit dem kannibalischen Behagen der fünfmalhunderttausend Säue mit dem Auswurf der Weiblichkeit gemein machen. Von dieser Verachtung im allgemeinen macht der Duchschnittsmann eine komische Ausnahme zu Gunsten seiner

Schwestern, Bräute und sonst noch einiger weniger Damen des engeren Familienkreises; an denen läßt er aber schon gar nichts Menschliches mehr! Auf diese blut- und seelenlosen Puppen, welche den Zweck haben, ihn schauderhaft zu langweilen, trotzdem aber geheiratet zu werden, wendet er dann stumpfsinnig die Paragraphen der landläufigen Moral an, während er für die sämtlichen Stufen der Weiblichkeit, die zwischen der Straßendirne und der hochanständigen Familientochter liegen, gar kein Verständnis hat. Das gute Mädchen der Mittelsorte, das sich solch einem gebildeten Rüpel in rasch aufflackernder Sinnenlust oder in sehnsüchtigem Herzenswahn hingiebt, kann sich auf Fußtritte gefaßt machen — enden wird's immer damit. Dankbarkeit ist ausgeschlossen! Siehst du, lieber Freund, ich betrachte es als das größte Glück meines Lebens, daß ich nicht ein solcher trauriger Normalmann geworden bin. Schon der bescheidene Wechsel meines Herrn Papas erlaubte mir nicht, die gegenwärtige Höhe der Bildung in Bezug auf schneidige Gemeinheit zu erklimmen, und mein angeborner künstlerischer Instinkt und anerzogener guter Geschmack machten mir den Verkehr mit käuflichen Weibern von vornherein ekelhaft. Ich war ein erzverliebter Bub' gewesen und steckte immer in irgend einem romantischen Abenteuer mit herzigen kleinen Mäderln meines Alters oder auch gelegentlich mit weit älteren. Wie ich nun erwachsen war und die Freiheit des akademischen Lebens auskosten wollte, da packte mich ein ge-

waltiger Schrecken angesichts aller dieser häßlichen Erfahrungen, die meine kindlichen Ideale so grausam über den Haufen warfen. Das übliche Studentenglück bei kleinen Wirtstöchtern, Dienstmädchen, Kellnerinnen, und energischen Witwen in reiferen Jahren blühte mir nicht, weil ich es nicht suchen wollte, weil es mir nicht genügte. Ich fühlte mich vereinsamt, unbefriedigt in allem, was ich unternahm — und so kam es, daß ich in verhältnismäßig so jungen Jahren Hals über Kopf in eine so unsäglich thörichte Ehe hineinplumpte. Na, die Unglücksgeschichte kennst du ja, — rühren wir nimmer daran. Aber was ich bisher keinem bekannt habe — was man so galante Erfolge nennt, das stellte sich für mich erst ein, als ich bereits eine Reihe von Jahren verheiratet und über die dreißig hinaus war. Und das waren nicht Erfolge, die ich meinem jungen Ruhm als Künstler zu verdanken hatte, das waren nicht eitle, leichtsinnige, kokette Frauen, die etwa ihre Netze nach mir geworfen hatten, sondern vielmehr fast durchweg treuherzig gemeinte Verbindungen aus Sympathie, aus jener instinktiven Sympathie, die ein Leidender für den andern empfindet. Ich habe, weiß Gott, niemals mit meinem ehelichen Mißgeschick posiert und niemals jemanden zum Vertrauten gemacht — es sei denn, daß er schon vorher die Wahrheit erraten hätte; aber mir müssen gerade fein empfindende Frauen und innerlich verwandte Naturen die Wahrheit an der Nasenspitze angesehen haben. Ich glaube, es schmeichelte mir,

mich durchschaut zu fühlen; wenigstens war dies Gefühl mehrfach der Ursprung einer neu aufkeimenden Neigung. Ja, lieber Freund, ich wiederhole dir aus vollster Überzeugung: ich wäre verloren gewesen, wenn ich nicht gerade in diesen schwersten Jahren meines Lebens so viel echte uneigennützige Frauenliebe erfahren hätte. Ich hätte mich niemals aufzuraffen vermocht zu dem herzhaften Schnitt, der meinem siechen Dasein zur Gesundung verhelfen sollte, wenn mir nicht jene holden kleinen Abenteuer, oder wie du es nennen willst, den Glauben an Frauenliebe, an die Möglichkeit des Glückes in der Liebe erhalten hätten. Und dabei war das doch von meiner Seite kein schlaffes Sichbemitleiden- und Verhätschelnlassen, kein frivoles Spielen mit verbotenen Genüssen, — nein, ich habe auch etwas zu geben gehabt: trotz meiner inneren Verwüstung, trotz meiner seelischen Müdigkeit war ich doch noch imstande, hie und da wenigstens, Gegengeschenke zu machen für die reichen Gaben, die ich Frauenhuld zu verdanken hatte. — Da war besonders eine — an die kann ich nicht ohne tiefe Rührung zurückdenken — der habe ich vielleicht mehr gegeben, als sie mir. Die war sogar ein Hoffräulein."

„Ein Hoffräulein?" fragte ich erstaunt, „ein richtiges, deutsches Hoffräulein?"

„Jawohl, ein richtiges, deutsches Hoffräulein — und eine richtige sentimentale Liebhaberin obendrein. Ich kann dir die Geschichte ruhig erzählen, lieber Freund, denn wir brauchen uns alle beide

unserer Gefühle und unserer Handlungen von damals nicht zu schämen, und ich bin überzeugt, daß sie, ebenso wie ich, ohne Reue, aber mit stiller Wehmut an den einen einzigen strahlenden Maientag ihres Lebens zurückdenkt."

„Ein Tag nur?"

„Ja, ein Tag nur! Ein Maientag so schön wie heute war es. Wenn ich mich recht erinnere, ist es gerade zehn Jahre her. Auf der Heimreise von Norden her begriffen, hatte ich einen kleinen Abstecher gemacht auf das Gut meines Schwagers. Du mußt wissen, meine älteste Schwester hatte nicht lange zuvor einen sächsischen Landedelmann geheiratet. Ich kannte meinen Schwager noch gar nicht und sah auch meine gute Schwester zum erstenmal seit Jahren wieder. Das Hoffräulein war bei meiner Schwester zu Besuch, eine Bekanntschaft aus der kleinen Residenz, in der meine Schwester bei einer alten Tante zwei Jahre lang gelebt und wo sie auch ihren nunmehrigen Gatten kennen gelernt hatte. Die Freundin wurde mir vorgestellt als ein Fräulein von So und So und dann sahen wir uns an dem Tage nicht weiter bis zur Abendmahlzeit. Mein Schwager fuhr mich auf seinem schönen großen Gute herum und zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten, und dann nahm mich meine Schwester unter den Arm und lief mit mir alle Wege des großen, mit vielem Geschmack angelegten Parkes ab. Wir hatten uns natürlich sehr viel zu erzählen. Sie war sehr glücklich in ihrer jungen Ehe und konnte von ihrem Gatten nicht

genug Rühmens machen. Dann begann sie auch mich auszuholen. Meine Frau war ihr von Anfang an unsympathisch gewesen und sie hatte meine Heirat von vornherein als eine arge Verirrung angesehen. Die ganze trostlose Wahrheit sagte ich ihr nicht, aber das wenige, was ich aus mir herauslocken ließ, genügte wohl schon, um sie zu überzeugen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen sich erfüllt hatten. Ich wollte nicht klagen und Trübsal blasen und brachte deshalb das Gespräch auf andere Dinge. Ich fragte sie unter anderem auch nach ihrer Freundin, und da erzählte sie mir allerhand von ihr. Sonderlich interessante Dinge waren es nicht. Das Fräulein war die Tochter eines Obersten, der sich in der kleinen Residenz zur Ruhe gesetzt hatte. Zwei Brüder waren Offiziere und brauchten alles auf, was sich von der Pension des Vaters und der kleinen Rente der Mutter irgend erübrigen ließ, für die Tochter blieb gar nichts übrig. Wenn sich nicht die gute alte Fürstin Mutter ihrer erbarmt und sie zu ihrer Hofdame gemacht hätte, so hätte sich das Mädchen nicht einmal anständig anziehen können. So brachte sie denn ihre Tage bei der alten Fürstin zu — einförmig und inhaltlos, einen wie den anderen. Stundenlanges Herumstehen und Knixen, der alten Dame die Zeit vertreiben durch Vorlesen und Berichterstatten über den kleinen Klatsch der Residenz, mit ihr ausfahren, Kirchen, Spitäler, Wohlthätigkeitsanstalten besuchen, dinieren, soupieren, tanzen, dazwischen zuhause die ewige Schneiderei, ewige Klagen von Vater

und Mutter über Geldmangel, über vermeintliche Kränkungen und Zurücksetzungen, Ermahnungen sich ernstlich um einen Mann zu bemühen — — das war das Leben des kleinen Hoffräuleins! Ein hübscher Leutnant hatte einmal ein paar Wochen lang ihr bescheidenes Herz lebhaft beunruhigt — und dann hatte er sich mit einer andern verlobt, die eine anständige Mitgift bekam. Das war der einzige aufregende Zwischenfall in ihrem Dasein gewesen. — Mich hatte der Bericht meiner Schwester auch nicht sonderlich aufgeregt, wie du dir denken kannst, aber beim Abendbrot schaute ich mir doch das Hoffräulein mit freundlicher Teilnahme an. Ein recht hübsches Mädchen mit schönen Zähnen — das war mein erster Eindruck. Durchaus nichts Auffallendes an der ganzen Erscheinung, alles bescheiden, etwas nüchtern, sauber und gefällig, alles so — ich möchte sagen protestantisch abgedämpft. Das Hoffräulein hätte ganz gut eine Pastorentochter sein können, so sorgfältig war in ihrem Anzug, in ihrer Frisur, ja sogar in ihren Blicken und Bewegungen alles vermieden, was ihre bescheidenen Reize hätte in helleres Licht setzen können. Sie hatte üppiges, dunkelblondes Haar, aber es war so fest geflochten und aufgesteckt, daß es nach nichts aussah, und sogar die gebrannten Stirnlöckchen waren militärisch exakt ausgerichtet, daß sich ja keins etwas weiter herabkräuselte als das andere. Sie war sehr hübsch gewachsen, schlank, mittelgroß, aber die Taille, die zu lang geschnitten und über der Brust zu eng war, that alles mögliche, um

die feine Form der Büste zu verbergen. Und doch ging ein warmer Hauch von Lieblichkeit und Güte von der ganzen Erscheinung des Mädchens aus und um den weichen kleinen Mund mit den wunderschönen Zähnen zuckte zuweilen ein vielversprechendes Lächeln, als wäre ihm allerhand reizende Schelmerei zu entlocken, wenn nur erst einmal der Rechte die unsichtbaren Siegel fortgeküßt hätte, welche die klebrige Langeweile von fünfundzwanzig in dürrer Geistesöde verlebten Jahren auf diesen Mund gedrückt hatte.

„Es ging sehr lebhaft zu bei Tische — das heißt, ich hatte fast allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Ich mußte erzählen von dem Leben und Treiben der bunten Künstlerwelt, in der ich heimisch war, von meinen Studienreisen in Italien, von den persönlichen Verhältnissen der berühmten Leute, deren Freundschaft ich mich erfreute u. s. w. u. s. w. Man erzählt immer gut, wenn man ein dankbares Publikum vor sich hat. Ich bemerkte, wie das kleine Hoffräulein an meinem Munde hing, und das freute mich. Ich gab mir Mühe, sie ins Gespräch zu ziehen, und richtete oft Fragen an sie. Sie errötete jedesmal, wenn sie antwortete, als fürchte sie eine Dummheit zu sagen. Aber das war gar nicht der Fall, es war sogar ganz hübsch, was sie sagte, nur gar so bescheiden. Freilich, wie sollen auch junge Menschen, die an einem Hofe groß werden, lernen, eine eigene Meinung frisch und unverzagt zu vertreten? Ich sagte dem Fräulein so etwas und da seufzte es tief auf und schaute

zu mir auf mit einem so rührenden, bittenden Blick, als wollte es sagen: ach ja, Gott sei's geklagt, so ist es! Wenn nur jemand kommen wollte und mir helfen frei zu werden! — — —

„Wir saßen lange plaudernd beieinander. Schließlich gingen mein Schwager und meine Schwester hinaus, um sich zu vergewissern, ob es auch in meinem Zimmer an nichts fehle. Ich blieb mit dem Hoffräulein allein. Wir traten an das offene Fenster. Es war eine merkwürdig laue Nacht, die Sterne funkelten prachtvoll an dem mondlosen Himmel, drüben auf dem Scheunendach saß die Störchin auf ihren Eiern, und weiter draußen auf dem First schlief der Storch auf einem Bein und klapperte gedämpft im Traume. Dann kam langsamen Schrittes der alte Hofwächter dahergeschlurft, tutete in sein Horn und rief die elfte Stunde ab. Wir hatten beide lange Zeit schweigend die Nacht angeschwärmt, endlich sagte ich:

„'Was müssen Sie glücklich sein, Fräulein, wenn Sie einmal für solch eine kurze Ferienzeit Ihrem Hofe und seiner langweiligen Etikette entronnen sind!'

„'Ach ja, so glücklich und so dankbar!' sagte sie leise mit inniger Überzeugung. 'Denken Sie nur, jahraus, jahrein immer dieselben Menschen um sich zu sehen, die sich alle so unfrei und eingeengt herumdrücken wie man selber! Und alle sagen sie immer dasselbe, auch wenn sie lustig sind und Witze machen wollen. Von der eigentlichen Welt und vom eigentlichen Leben hört man nichts, und wenn man etwas davon

hört, so muß man so thun, als interessierte einen das garnicht, als hielte man es für mauvais genre, sich mit den Dingen da draußen, das heißt da unten, ernstlich zu befassen. Ich glaube, unsere Leute wissen auch wirklich von garnichts — wenigstens kann ich mir nicht denken, daß sie sich alle auf die Dauer so gut verstellen können. Heute Abend habe ich mehr Neues gehört und mehr gelernt, als vielleicht in meinem ganzen Leben. Es hat auch noch nie jemand so zu mir geredet.'

„'Wie ich, meinen Sie?' fragte ich erstaunt. 'Ja, mein liebes gnädiges Fräulein, was habe ich denn so Besonderes . . .'

„'Ach bitte, nennen Sie mich nicht gnädiges Fräulein,' unterbrach sie mich hastig. 'Das höre ich ja von den andern immerzu. Sie sollen das nicht sagen.' Und dabei berührte sie ganz leicht, wie abwehrend, mit den Fingerspitzen meinen Arm.

„Ich weiß nicht, ich war so — beschämt oder wie ich es nennen soll — ich wußte nichts zu sagen; aber ich haschte nach ihrer warmen kleinen Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Sie ließ es geschehen und dann stützte sie beide Ellenbogen auf das Fensterbrett und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Ich lehnte dicht neben ihr und ich fühlte, wie ein Zittern über ihren ganzen Körper lief. Dann kamen mein Schwager und meine Schwester zurück und bald darauf gingen wir alle schlafen.

„Am nächsten Morgen war ich für meine

Gewohnheit sehr früh auf; trotzdem hatte die ganze kleine Gesellschaft bereits gefrühstückt, als ich um halb acht Uhr in die Laube hinunterkam, wo der Kaffeetisch gedeckt stand. Die Damen hatten sogar schon ein Bad genommen und zwar im Freien, in dem Bach, der mitten durch den Park floß. Sie trugen ihr Haar aufgelöst, um es an der Sonne trocknen zu lassen, und das stand dem Hoffräulein ganz besonders gut. Das Kleinmädchenhafte schickte sich so wundernett zu dem bescheidnen Blick ihrer unbedeutenden blauen Augen und zu dem weichen Rund ihres Gesichtchens. Mein Schwager hatte für heute eine kleine Gesellschaft zum Diner geladen und am Spätnachmittag mußte ich fort. Wir besprachen das alles beim Frühstückstisch, Schwager und Schwester suchten mich auf alle mögliche Weise zu längerem Bleiben zu bewegen, aber ich ließ mich nicht überreden. Mein Retourbillet war abgelaufen und ich hatte auch wirklich sehr Notwendiges daheim zu schaffen. Ich bemerkte wohl, wie das kleine Fräulein mit nervöser Unruhe dieser Verhandlung folgte. Sie biß so viel an ihrer Unterlippe herum und machte sich so zwecklos mit einem Briefe zu schaffen, den sie mit der Morgenpost erhalten hatte. Das bestärkte mich nur noch in meinem Vorsatze, fest zu bleiben, denn ich wußte ganz genau, wenn ich auch nur ein paar Tage noch hier bliebe, so war das Mädchen mir verfallen, auch wenn ich gar keine besonderen Verführungskünste anwendete. Ich wußte von ihrem Charakter ja so

gut wie garnichts, ich hatte nicht das geringste Recht anzunehmen, daß sie irgendwie leichtsinnig sei. Von allen Kennzeichen eines feurigen Temperamentes prägte sich keines in ihrer Erscheinung aus, und von einer norddeutschen jungen Dame ihrer Abstammung, Erziehung und Lebenssphäre war doch gewiß nichts weniger zu erwarten als eine unbesonnen rasche Hingabe an einen so gut wie fremden Mann, der sie noch dazu unmöglich heiraten konnte; und trotzdem fühlte ich seit gestern Abend schon, daß das arme Hoffräulein mich bereits gern genug hatte, um mir zu Liebe die größte Thorheit zu begehen. Ich war nicht besonders eitel, durchaus nicht frivol und keineswegs durch leichte Erfolge zu unverschämten Einbildungen geneigt, aber ich wußte doch bereits, daß sich da unversehens zwei hungrige Seelen gefunden hatten — hungrig nach warmer, selbstvergessener Zärtlichkeit. Was sollte nun daraus werden, wenn ich schwach war und das kurze Glück mit gierigen Händen an mich riß? Es gilt ja wohl für eine ausgemachte Thatsache, daß diese sentimentalen deutschen Mädchen aus guter Familie durch jede nicht zur Ehe führende Liebelei auf Lebzeiten unglücklich werden; also fein brav sein — noch ein paar harmlos heitere Stunden und dann — aus!

„Meine Schwester entschuldigte sich bald mit den Vorbereitungen zum Diner, und nicht lange darauf wurde auch mein Schwager von seinem Inspektor abgerufen. So war ich denn abermals mit meinem Hoffräulein allein. Ich schlug einen

Spaziergang im Park vor. Wir schlenderten langsam durch den kühlen, dunklen Laubengang, und dann standen wir eine lange Zeit auf der Brücke und schauten den Fischen zu, die in der Sonne spielten, und plauschten derweil lauter unverfängliches Zeug — bis wir immer unzufriedener miteinander wurden. Denn so was merkt sich, gelt, lieber Freund? Ich mußte ihr immer dümmer vorkommen, wenn ich sie nicht bald beim Kopf kriegte und rechtschaffen abküßte — und das konnte ich freilich ebenso gut angesichts dieser dummen Fische besorgen, wie gestern zur Nacht beim Funkeln der Sterne. Ja, mein Gott, ich war ja zu allem bereit — — aber vorerst gingen wir halt doch noch ein Stückel weiter und redeten ein Bissel von garnichts. Da zieht sie auf einmal ihren Brief aus der Tasche, bleibt stehen, schaut mich groß an und sagt, sie hätt' ein solches unbegrenztes Vertrauen zu mir, ich müßte ihr durchaus einen guten Rat in einer sehr schwierigen Angelegenheit geben. In dem Briefe hielte ein Major a. D., ein älterer Herr in sehr guten Verhältnissen, aber Witwer mit vier Kindern, um ihre Hand an. Sie wüßte, daß er ihren Eltern als Schwiegersohn höchst willkommen sein würde, er sei auch gewiß ein durchaus zuverlässiger Charakter und von freundlicher Gemütsart; aber sie vermöchte nun einmal durchaus nicht anders für ihn zu empfinden als höchstens etwa wie für irgend einen guten Onkel aus ihrer Familie. Nun sollte ich entscheiden, ob sie den nehmen

sollte oder nicht. Im ersten Augenblicke kam mir über diese kindliche Zumutung wirklich das Lachen an; aber sie schaute gar so treuherzig, so ängstlich gespannt zu mir auf, daß ich, anstatt sie auszulachen, vielmehr ganz gerührt wurde. Ich zog ihre Hand durch meinen Arm, wir gingen weiter und ich fragte sie aus, was sie sich denn von ihrer Zukunft für ein Ideal gemacht habe und ob sie denn schon einmal wirklich so jung und heiß geliebt habe, um zu wissen, was ihr in einer Vernunftehe abgehen würde, wenn sie auch noch so gut ausschlüge.

„Und da erzählte sie mir von ihrer Liebe zu dem Leutnant, der nachher die andere nahm. ‘Ich habe immer geglaubt, das wäre die große Liebe meines Lebens gewesen’ — sagte sie. ‘Er war ein so hübscher Mensch und ein glänzender Gesellschafter; aber jetzt glaube ich doch ... ach nein, der war's gewiß nicht, — den kann ich jetzt ganz leicht vergessen.’

„‘Jetzt?’ fragte ich.

„Da wurde sie sehr rot und hatte keine Antwort.

„So war's also eigentlich schon heraus und wir brauchten von dem alten Major mit den vier Kindern weiter gar nicht zu reden; aber ich stellte mich ein bißl blöd und verhandelte ganz sachlich weiter. Ich sagte ihr, daß die Ehe unter allen Umständen ein gefährliches Glücksspiel sei, daß die Frauen im allgemeinen von einer guten Vernunftehe weniger Enttäuschungen zu erwarten hätten als von einer Liebesheirat,

weil gerade die feurigsten Liebhaber sehr oft der Geliebten in der Ehe bald überdrüssig würden. Ich gab ihr über das Wesen temperamentvoller Männer rücksichtslose Aufklärungen, aber die schienen sie weiter nicht zu erschrecken. Sie dachte eine Weile nach und dann kam's heraus, was sie eigentlich auf dem Herzen hatte, stockend und ungeschickt — aber doch verständlich genug.

„Sie wüßte sehr wohl, daß es für sie ganz aussichtslos sei, etwa auf eine glänzende Partie zu warten. Sie sei nun sechsundzwanzig Jahre alt geworden und dies sei der erste ernstliche Antrag, den sie bekäme, vielleicht werde es auch der letzte bleiben, und dann müßte sie sich bei Hofe herumstoßen lassen, bis sie für die Herrschaften zu reizlos, zu altjungferlich säuerlich geworden sei, und dann noch froh sein, wenn man ihr einen Platz im Fräuleinstift als Gnadenbrot gewährte. Sie wisse ja, sie sei weder schön noch besonders gebildet, noch gar geistreich oder auch nur hervorragend lustig. Sie hätte ja gar kein Recht, auf ein außergewöhnliches Glück zu hoffen, sie könnte nicht einmal auf Abenteuer rechnen, denn mit einem Mädchen, das zwei Offiziere zu Brüdern hätte, die gleich mit Säbel und Pistole bei der Hand wären, wagte es ja gar keiner anzubandeln! Ihr läge auch garnichts an Abenteuern. Sie sei gewiß nicht leichtsinnig veranlagt, aber der Gedanke sei ihr entsetzlich, mit ihrer Jugend jetzt schon abzuschließen, um den bescheidenen Wünschen eines behäbigen Herrn durch treue Pflichterfüllung zu genügen, ohne die große

Sehnsucht ihres Frauentums ein einziges Mal gestillt zu haben, nämlich die große Sehnsucht, einem Manne, einem unglücklichen Manne womöglich, durch ihre hingebende Liebe die volle irdische Seligkeit geschenkt zu haben. Das brauchte nicht zu dauern, das könnte vielleicht garnicht dauern, so ein jubelndes Glück, aber sie hätte die Empfindung, daß es für ein ganzes langes Frauenleben voll Entsagung und gleichförmiger Pflichterfüllung ausreichen müsse, wenn der helle Glücksschrei auch nur einer seligen Stunde ihr in der Seele nachklinge.

„Sie sagte das nicht so; aber ich ahnte immer voraus, was sie meinte, und half ihr weiter und fand die Worte für sie und erglühte mit ihr in schöner Schwärmerei. Und dann sagte sie mir, daß ich der erste sei, mit dem sie jemals in dieser Weise gesprochen, weil sie fühlte, daß ich gewohnt sei, alle Fragen und Verhältnisse ohne vorgefaßte Meinung zu beurteilen und daß ich nicht wie die Hofkavaliere ihre Überspanntheit verspotten, noch wie ihre Eltern und Brüder sie etwa wegen ihrer freien Ansichten verurteilen würde.

„Darauf wußte ich keine andere Antwort, als daß ich ihr die Hand drückte und meinen Arm um ihre Schultern legte. Hand in Hand und traulich an einander geschmiegt, spazierten wir so weiter und fanden es ganz natürlich, daß es so gekommen war. Wir redeten jetzt beide ganz unbefangen von innen heraus, und da kam es zu Tage, daß sie durch meine Schwester

schon ganz genau Bescheid wußte über mein eheliches Unglück. Das brachte uns einander noch näher; wir fühlten uns eins in dem Bewußtsein, daß wir der Hoffnung auf ein dauerndes Liebesglück entsagt hatten, und breiteten dankbar dem einen sonnigen Maientage die Arme entgegen, der uns zum Troste gegönnt war.

„Sie war müde geworden und hatte sich auf eine Bank unter einer rotblühenden Kastanie niedergelassen. Ich setzte mich neben ihr ins Gras, verschränkte die Arme auf ihrem Schoß und dann schauten wir uns unverwandt Auge in Auge und lächelten einander an. Und dann erfand ich süße Namen für sie, tolle und drollige, hochpoetische oder auch ganz landläufige dazwischen. Und sie sagte nur immer: ach — aber — nicht doch! — dazu und lachte, drehte den Kopf weg, oder hielt sich gar die Ohren zu. Auf einmal nahm sie mir den Hut weg, warf ihn ins Gras und fuhr mir mit ihren zehn Fingern durch das Haar. Das machte mich ganz betäubt — und da umschlang ich ihre Beine und drückte sie fest an meine Brust. Sie stemmte beide Hände abwehrend gegen meinen Kopf. Aber ich war wild geworden — ein wenig sanfte Gewalt mußte ich anwenden — und dann küßte ich sie zärtlich auf ihre weißen, glatten, vom langen Wandern heiß gewordenen Kniee.

„Sie sprang auf und lief davon — im Trabe floh sie vor mir. In dem dunklen Tannengang holte ich sie ein und hielt sie fest. ‘Bist du mir böse?’ flüsterte ich ihr ins Ohr.

Und sie antwortete tonlos: 'Du bist so furchtbar unanständig!' Ich hatte schon längst du gesagt zu ihr — sie fand das Wort nun zum erstenmal: 'du bist so furchtbar unanständig!' und damit fiel sie mir um den Hals, schloß die Augen und seufzte und zitterte nach Küssen.

„Glaubst du, lieber Freund, daß auch das ganz gewöhnliche Zeug, Männlein und Weiblein, wie es Sonntags geputzt vors Thor spazieren geht, sich küssen kann — ich meine, was unsereiner küssen nennt? Ich glaube nämlich nicht daran. Ich glaube vielmehr, daß das Küssen eine feine und geheime Kunst ist, so ein eleusinischer Opferdienst, den nur von der großen Mutter selbst geweihte Lippen mit der rechten Inbrunst auszuüben verstehen. Es will mich bedünken, es gehöre so eine Art sublimes Heidentum dazu, zum mindesten aber ehrliches Künstlertum. Nein, du mußt mich nicht auslachen, lieber Freund — das Küssen ist ein verteufelt tiefsinniges Problem. Meine Erfahrung bei meinen fünfunddreißig Flammen hat mich gelehrt, daß beide Teile ungefähr auf der gleichen Höhe des Empfindens stehen müssen. Meisterschaft auf der einen Seite hilft dazu nichts. Mit einem gewöhnlichen, appetitlichen kleinen Mädchen bringt es unsereiner zu nichts rechtem. Mich überkam in solchen Fällen immer sehr bald Ärger und Reue über die Verschwendung meiner Kunst. Die bloße, schöne Sinnlichkeit thut's da auch nicht — es gehören zwei fein differenzierte Seelen dazu, um

den nervenaufrührenden Kuß der höchsten lyrischen Begeisterung zustande zu bringen. Unverstandene Frauen von Bildung und Geschmack, mit denen küßt sich's am besten. — Aber mein kleines Hoffräulein? Ach, lieber Freund, ich sage dir, das war ein Wunder! Ich habe nie solche Entdecker-, oder besser gesagt, Schöpferfreuden genossen wie über dies süße, einzige Mäderl, das in einer halben Stunde so viel lernte, wie die meisten andern in ihrem Leben nicht. Das war ja noch nie geküßt worden — nicht einmal schlecht! Erst war es wie betäubt und hielt ganz still und traute sich kaum zu atmen, und dann begann es wie ein blindes, junges Hündchen zu suchen nach dem lebenspendenden Quell — und dann brannte es auf einmal lichterloh und bekam einen rasenden Durst und das weiche, zerfließende Mündchen wollte mich gar nimmermehr loslassen. Prachtvoll — prachtvoll einfach! Wir wurden übermütig wie die Kinder und überboten einander in verliebten Einfällen. Ich hudelte sie herum und trug sie auf den Armen zwischen den dunklen Tannen spazieren — und, dann sprang sie mir wieder davon und ich mußte sie haschen, und dann wollte sie durchaus vor mir knieen — und ich weiß nicht, was noch alles. Es war ein unbeschreiblich wonniger Maimorgentraum.

„Das dauerte, bis die Glocke zum zweiten Frühstücke rief. Da trennten wir uns rasch und schlichen wie arme Sünderlein mit glühenden Gesichtern jedes auf einem besonderen weiten

Umweg nach dem Hause zurück. Ich begreife nicht, wie es möglich war, daß bei Tische nicht jedermann uns ansah, was uns beiden köstliches widerfahren sei. Sie saß still da, stiller noch als gewöhnlich, sittig frisiert und mit bescheidner Eleganz gekleidet, aber die fliegende Röte auf ihren Wangen, diese glänzenden Lichter in ihren Augen, wenn sie einmal aufzublicken wagte, diese seltsam zuckenden, zerküßten Lippen! — Später, zum Diner, hatte sie sich dann sehr hübsch gemacht. Ein helles Spitzenkleid, unter welchem ein blaßblauer Seidenstoff durchschimmerte, stand ihr reizend und ein dezenter Ausschnitt ließ mich gerade ahnen, wie viel Lieblichkeit mir noch verborgen geblieben war. Du kannst dir eine Vorstellung machen, lieber Freund, welches außerordentliche Interesse der Herr Pastor loci, der Herr Superintendent und die paar Gutsnachbarn mit ihren Damen mir einflößten, die mein guter Schwager zu diesem Diner geladen hatte! Während ich schwätzte und schwätzte, um Kleriker und Laien bei der Tafel zu unterhalten, hielt mein Fuß mit meines Liebchens Fuß unter der Tafel zärtliche Zwiesprache. Das war aber auch das letzte, was wir uns sagen konnten, denn wir erwischten keinen Augenblick mehr allein bis zu meiner Abreise. Ein warmer Händedruck, das war der ganze Abschied. Sie hatten zuletzt noch versucht, mich zum Bleiben zu bewegen; aber ich blieb fest — und darauf bin ich heute noch stolz. Ich weiß, diese Nacht wäre die seligste meines Lebens geworden; aber wir hätten sie büßen müssen, alle

beide — und mein armes Hoffräulein mehr noch als ich. Diese Nacht hätte ihr höchst wahrscheinlich ihr ganzes Leben zerstört, während der holde Morgentraum in seiner sonnigen Reinheit ihr nun das ganze Leben mit schmerzlich süßer Erinnerung durchwärmt und durchleuchtet."

— — — — — — — — — — — — —

Mein Freund schien zu Ende mit seiner Erzählung. Er zerstörte die Figuren wieder, die er während des erregten Sprechens mit dem Stocke in den Kies gezeichnet hatte. Dann sprang er auf und forderte auch mich durch einen freundlichen Schlag auf die Schulter zum Weitergehen auf.

„Habt ihr euch denn nie wiedergesehen?" fragte ich nach einer Weile.

„Nein, nie," versetzte er. „Sie schrieb mir noch ein halbes Dutzend Briefe in den ersten vierzehn Tagen — ganz entzückendes Liebesgestammel — immer dasselbe in kaum sonderlich verschiedenen Variationen. Der rührende Zauber deutscher Sentimentalität, für den ich bisher aber auch garnichts übrig gehabt hatte, ging mir auf aus diesen Briefen. Schier alles war unterstrichen in diesen viele Seiten langen Liebesbekenntnissen, und so Dinge wie: treu bis zum Tode, ewig dein mit Leib und Seele — unendlich, heiß, tief — die waren gar doppelt und dreifach unterstrichen. Ganz besonders ernsthaft war ihr's ums Sterben; ich sollte sie töten, nachdem ich noch einmal alle höchsten Wonnen mit ihr genossen — oder sie wollte auch

allein sterben und ich sollte ihr nur eine wehmütige Erinnerung bewahren; aber daß sie ohne mich durchaus nicht mehr leben könnte, das war eine ausgemachte Thatsache. Ich schrieb ihr nur zweimal zurück: einmal meinen heißen Dank für die selige Stunde, die sie mir geschenkt, und dann beruhigend, einen vernünftigen Abschied nehmend. Da ließ sie es auch genug sein."

„Das arme Ding!" seufzte ich teilnahmvoll.

Mein Maler schüttelte lachend den Kopf. „Aber was denn, lieber Freund? Mit solcher seligen Erinnerung im Herzen bringt einen das fadeste Leben nicht um. Weißt du, dies fatale Sterbenwollen im Liebesüberschwang, diese Todesbrunst in chromatischen Tonleitern und doppelt verminderten Akkorden, das ist nur so ein christlich-germanischer Gefühlsunfug. Das Christentum hat uns freilich die Liebe erst idealisiert, aber wenn wir mit dem neuen äsththetschen Wert, den sie dadurch bekommen hat, etwas praktisches anfangen wollen, so müssen wir uns doch bemühen, uns wieder etwas mehr gesundes Heidentum anzuschaffen. Denn das ist's, was ich behaupte: für feinere Naturen, die das Tier in sich ästhetisch überwunden haben, bedeutet jedes Liebeserlebnis, und sei es ein noch so flüchtiges, einen Zuwachs an Kraft. Idealismus, Hoffnung, Selbstvertrauen, alles, was uns die Härten des Lebens ertragen läßt, ergänzt sich nur aus der Glücksfülle heraus, die wir in uns tragen. Niemand kann innerlich ganz zusammenbrechen, so lange er noch die Fähigkeit in sich fühlt, ein Glück zu genießen oder einen

andern glücklich zu machen. Verstehst du, wie ich es meine?"

„Gewiß verstehe ich dich," erwiderte ich, „und weißt du, lieber Freund, deine süße Maientagsgeschichte enthält eine ganze Philosophie der Liebe, wenn man sie recht verstehen will."

„Und eine Philosophie des Glücks dazu," ergänzte der Maler frohgemut. „Du mußt nämlich wissen, mein kleines Hoffräulein hat noch im selben Jahre den braven Major mit den vier Kindern richtig geheiratet. Es geht ihr gut, so viel ich weiß. Sie erfüllt ihre Pflicht getrost und ist von Herzen froh, daß der alte Herr mit ihr zufrieden ist. Das wäre aber alles nicht möglich gewesen, wenn sie nicht die stolze Erinnerung an ein heimlich süßes überschwängliches Glück im Herzen trüge. Mit andern Worten, sie wäre nun und nimmermehr eine so gute Mutter und getreue Gattin geworden, wenn ich sie nicht an jenem Maienmorgen auf die Kniee geküßt hätte! Und das ist eben die Moral davon, lieber Freund."

Wie stehen wir?

Von

Ilse Frapan.

Straße an Straße, Haus an Haus, Laden an Laden.

Laden an Laden, und in jedem breite, spiegelnde Schaufenster, barbarische Dekorationen, blendendes, buntes Licht. Eine Stadt in Illumination alle Abend, alle, alle Abend.

Wer strahlt am buntesten? Wer schreit am lautesten? Es ist ein heißer, verzweifelter Wettkampf, dieser Kampf der Farben und der Lichter.

Strahle, mein Lampenkranz, überstrahl' mir den Nachbarn, den Konkurrenten, den Feind! Schreit und trompetet, ihr meine goldgelben Seiden, meine blutroten Brokate, meine grasgrünen Schleifen, meine unechten, funkelnden Flitter, überschreit mir den Nachbarn, den Konkurrenten, den Feind! Der den Käufer an sich ziehen will, der das Geld von ihm nehmen will, das Geld, das Geld, das ich brauche, um zu leben, um zu essen, ich, mein Weib und meine Kinder! Verdunkelt ihn, vernichtet ihn, denn sein Untergang ist mein Glück, schlagt ihn zu Boden, ihr meine Einfälle, rettet mich vor dem Hunger,

mich, mein Weib und meine Kinder, ihr meine Kniffe und Listen und unerschöpflichen Einfälle!

Hinter dem Ladentisch steht er, blaß und mattäugig. Sein blonder Schnurrbart glänzt von Brillantine, sein Vorhemd von Stärke und Bügeleisen. Er ist gewichst, geschniegelt, parfümiert, wie zum Ball. Und tadellos ist seine Haltung, dem Käufer gegenüber, obgleich ein nervöses Zucken dann und wann sein Gesicht, seine Hände, ja seine Augäpfel in den Höhlen zittern macht.

'Nicht diese Farbe? Oh, ich habe — wir haben große Auswahl! Und wenn ich Ihnen mein gesamtes Lager vorzulegen die Ehre haben dürfte, so wäre es mir keine Mühe! Was befehlen Sie, bitte?' Und sein rotgerändertes Auge fliegt angstvoll von Stelle zu Stelle, bis es da oben haften bleibt, auf den höchsten Börtern des langen, tageshell bestrahlten Ladens, auf jenen zahllosen Ballen und Packen, die mit — Papierschnitzeln angefüllt sind! Er blinzelt und kehrt die Blicke ab, seine Augäpfel zittern in ihren Höhlen. 'Also, Sie befehlen heute nichts, meine gnädige Dame? Ganz wie Sie wünschen! Oh bitte sich nicht zu bemühen, die Thür geht vielleicht etwas schwer? Ich werde gleich morgen danach sehen lassen — und wenn ich ein ander Mal bitten dürfte' —

Nun ist er allein; scheu und bitter sieht er ihr nach, der wählerischen Dame.

Und dann sind es wieder die oberen Börter,

die mit den schön gepackten, schön etikettierten, gleichgroßen Ballen, die seine Blicke anziehen. Heftig tönt die Thürklingel, der Briefträger wirft drei Briefe auf die Tombank, auch er zu müde, zu mattäugig und abgehetzt, um nur ein Wort dazu zu sagen.

Hastig nimmt der Händler die Briefe an sich, sein Gesicht wird noch etwas blasser; er öffnet sie nicht, er kennt den Inhalt; oben in seiner Privatwohnung hat er eine ganze Schiebelade voll solcher Zuschriften. Mühsam bleibt er aufrecht, ihm ist, als würde er zusammenbrechen, wenn er sich nur auf den Stuhl dort setzte.

Und die Farben glühen, und die Lampen strahlen wie ein buntes stummes Opferfest. Er steht und starrt die Thür an, durch die niemand mehr eintritt, seine Schaufenster mit den roten, grünen und gelben schönverzierten Plakaten: 'Ausverkauf!' 'Gelegenheitskauf zu enorm reduzierten Preisen.' — Straßen an Straßen und Haus an Haus und Laden an Laden! Und in jedem Laden die weißen, roten, gelben Plakate, querhinüber, in Diagonalen, mit sonnenstrahligem Rand und den gleichen Inschriften: 'Ausverkauf! Herabgesetzte Preise! Halbe Preise! So gut wie umsonst! Halbgeschenkt!' Eine jämmerliche, lügnerische, halsabschneiderische, durchsichtige Prahlerei von hungernden Leuten, die nicht hungern wollen und die alle, alle, die Armen, auf denselben Einfall gekommen sind.

Eine Hinterthür geht vorsichtig auf, eine junge Frau, seine Frau, guckt ängstlich in den Laden.

„Na, Guschen!“ Er zuckt die Achseln: „Nichts heut Abend! rein gar nichts!“ Sie kommt näher und faßt seine Hände: „Was fängt man einmal an?“ Und plötzlich, wie vom gleichen Gedanken bewegt, heften beide die Blicke auf die oberen Börter, wo jene Ballen liegen, von denen noch keiner geöffnet ist. Die großen Vorräte — die Papierschnitzel! Er hat vor ihr kein Geschäftsgeheimnis. Nächte lang haben sie zusammen aufgesessen und diese Ballen gemacht. Sie hat's ausgedacht, sie, die auch die schlimmsten Briefe beantwortet, solche Briefe, wie er eben drei bekommen. Sie hat viel mehr guten Mut als er. Sie denkt daran, diesen Augenblick, wie sie nachher, wenn die Finger zu müde und geschwollen waren von der großen Schere, vorsichtig in alle Ecken gespäht und geleuchtet hat; — auf jedes Papierstreifchen haben sie Jagd gemacht, des Dienstmädchens wegen. Man muß so auf der Hut sein. Ja, wenn sie die Arbeit selber thun dürfte! Aber das geht ja nicht wegen der Nachbarn, das spricht sich ja herum, das schadet dem Kredit. Man ist ja von Feinden umgeben, und wer nicht Feind ist, ist wenigstens Aufpasser. Aber diese Sache ist gut abgelaufen. Die Frau blinzelt nicht. Sie hat den Mut hinaufzuweisen und zu flüstern: „Macht sich ganz gut. Füllt so schön. Und frißt kein Geld, wie das andre all!“ Er hängt den Kopf.

„Man nich verblüffen lassen, Guschen! Geh' rauf, und iß 'n Happen, ich bleib so lang hier.“ Und wie er zögert: „Man zu, Guschen, herkucken kannst doch kein einen! Steht all' auf 'n Tisch.“

Endlich, mit einem Seufzer, geht er. Aber noch einmal dreht er sich um: „Sind die Gören all zu Bett?“ „Nee, du, die sind vor Thür. Glitschen da 'n büschen, weißt du.“ Er schüttelt den Kopf: „In dem Ostwind? Ruf' sie man rein, Martha, die Uhr geht auf sieben.“ Aber das runde kindliche Gesicht der Frau wird ernst: „Ach, Guschen, laß sie man noch 'n halbe Stunde. Ich denk' auch so: gottlob, daß das noch Gören sind, wo von nichts ab wissen! Ich hört' sie erst ordentlich jauchzen, bis oben rauf hört' ich sie! Gottlob, denk' ich, daß ihr noch jauchzen könnt, Gottlob, daß ihr noch Kinder seid! Je, is es nich wahr, mein Guschen?“ Er nickt: „Na, denn — in 'ner halben Stunde. Verkauf auch nich zuviel! verkauf auch nich den ganzen Laden, hörst du woll?“ Mit einer kläglichen Grimasse geht er hinaus.

Die Frau setzt sich, lehnt sich bequem zurück. „Das kann ich je auch in 'n Sitzen ab.“

So still ist's drinnen, daß sie wieder deutlich die Kinder draußen hört. Jetzt singen sie, das heißt, ein paar von ihnen, ihre Olga und Else sind wohl nicht dabei:

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr“ —

Das ist sonderbar, wie die Gören nu wohl dabei kommen? Und was sie für dummes Zeug tüdern. „Totenbahr? was is das, du?“ „Totenbahr is Totenschein, du.“ „Das heißt je garnich Totenschein, das heißt je scheintot!“ sagt Olga. Die Frau lächelt: „Ach, du kleine Klooksnuut, was du nich all weißt!“ — „Ich bin auch

all mal scheintot gewesen!“ bemerkt jetzt Else in belehrendem Ton. Es ist so deutlich zu hören in der Stille des Ladens. „Da hat man ordentlich seine Unterhaltung an, an den Gören,“ nickt die einsame Frau. Aha, jetzt kommt wieder Olga dran. „Und mein' Mama war auch all mal scheintot!“ „Häh, du!“ schreit es dagegen. Olga wird eifriger: „Ich sag' es dir, ganz gewiß, da hatt' sie so schrecklich Zahnweh in der Nacht, und da geh' ich an ihr Bett und fühl' sie so an, da is sie beinah ganz kalt, man eben eben noch 'n büschen warm.“ „Häh, du!“ schreit es wieder. Die Mutter amüsiert sich ordentlich dabei: „So 'n Görenschnack.“

Nu wieder Else: „Überhaupt, mein Papa is schon mal ganz tot gewesen, da hatt' er achtundvierzig Grad Fieber, das sag' ich euch!“ „Häh, achtundvierzig Grad! was 'n Masse!“ „Ach, glaub' es doch nich! die machen sich immer so wichtig!“ schreit eine Knabenstimme. Die Frau runzelt die Stirn; das muß der abscheuliche Jung' von diesem abscheulichen Fuhrhopp Junior sein, der 'n paar Häuser weiter dasselbe Geschäft hat wie ihr Mann. „Kuck, wie die sich wichtig machen!“ wiederholt er in noch stärker herausforderndem Ton. 'n ekliger Jung! „Nee, nu hol' ich sie rein!“

Die Mutter steht eilig auf, als ob ihre kleinen Mädchen bedroht wären. Da, wie sie die Thür öffnet, schallt ihr lautes Gezänk entgegen, und plötzlich hört sie dieselbe hämische Stimme, scharf und kratzig wie ein Messer: „Häh! häh! das wißt ihr woll garnich? das wißt ihr woll

eigentlich garnich!" Und dann ein vielstimmiges grausames Geschrei: „Häh, Olga und Else Das wissen sie garnich! Machen sich immer so wichtig und wissen das garnich! Fragt doch mal eure Mama! Kuck, da kommt sie raus! häh, fragt sie doch mal!"

„Mama! Mama!" Weinend und außer sich von dem plötzlich über sie ergossenen Spottregen stürmen die zwei kleinen Mädchen der Mutter entgegen: „Mama, Mama! wie stehn wir? wie stehn wir, Mama? Sag' doch mal, Mama! Louis Fuhrhopp sagt, wir wissen woll garnich, wie wir stehen, und wir wissen es ja auch wirklich nich, und wir sollen dich mal fragen, Mama, und alle lachen sie und etschen uns was aus! Wie stehn wir denn, Mama?"

Die Frau hat die Thür nicht einmal zugezogen; sie bleibt einen Augenblick verstummt, wie von einem furchtbaren Schlage vor die Brust taumelnd, fast bewußtlos. Und zäh und kläglich wimmern die Kleinen immer dieselbe Frage, die sie nicht verstehn, während draußen das grausame Hohngelächter allmählich verhallt. Man spielt etwas anderes. Endlich ermannt sie sich, breitet die Arme um ihre Kleinen und wirft die Thür zu. „Kinder, nicht weinen! nicht weinen!" Verzweifelnd preßt sie die beiden an sich, und ihre eignen Thränen fallen wie Regen auf die unschuldigen runden Köpfchen.

„Gott sei uns gnädig!"

Der rote Kasperek.

Von
Koloman Mikszáth.

Der Kasperek kommt!

Kaum erschallt dieser Schreckensruf aus der Mutter oder der Kinderfrau Munde, als auch die mutwillige Schar sogleich entsetzt unter das Bett oder hinter den Kasten auseinanderstiebt. O, der Kasperek, der Kasperek!

Die lebhafte Brut wird plötzlich zahm und so tiefe Stille herrscht, daß man fast das Pochen der kleinen Herzchen hören kann.

Sie schließen die Augen, sehen aber trotzdem, wie die Wand sich teilt und Kasperek auf seinem weißen, wilden Pferde in seinem roten Rocke und blauen Mantel aus weiter Ferne daher galoppiert kommt.

Hu, schon klatscht es draußen in der Luft... Gewiß sind es die Hufe seines Rosses.

Wer ist nun aber der Kasperek? wird der Leser fragen. Ist es der Lehrer oder der Kaminkehrer? Aber weder der eine noch der andere pflegt doch in rotem Rock und auf weißem Pferde daher zu kommen.

Der Chronik gemäß lebte Michael Kasperek vor 200 Jahren lustig und wohlgemut, denn er

war Weinhändler und seine Kehle wurde nie trocken, noch seine Tasche leer. Außerdem besaß er auch eine so schöne Frau, daß selbst Theodor Lubomirsky, der Staroste von Lublau, nach ihr fieberte.

Lublau, diese von König Sigismund vor Jahrhunderten verpfändete und daher damals noch polnische Stadt, war wohlhabender und lebhafter als heut, da sie wieder unter die Flügel ihrer Mutter zurückgekommen ist. Denn die dort residierenden Starosten verwendeten große Sorgfalt auf ihren Handel und ihre Institutionen, so daß die Stadt immer mehr und mehr emporblühte.

Schon der Vater Kaspereks trieb Weinhandel. Er lieferte Tokajer einem Warschauer Kaufmann Jaroslav Csernitzky, welcher Verbindungen bis Petersburg und noch darüber hinaus hatte.

Man sprach schon über den alten Kasperek sonderbare Sachen. Er war ewig auf der Reise zwischen Tokaj, Lublau und Warschau. Anfangs kaufte er den feinen Wein in den Bergen für zwei Goldstücke und verkaufte sie dem Warschauer Händler für fünf. Später kaufte er den Tokajer um drei Goldstücke und verkaufte ihm denselben für zwei. Die Folge war, daß Czernitzky reicher, Kasperek aber ärmer wurde.

Vergebens zerbrach man sich den Kopf, was ihn wohl zu einer so närrischen Geschäftsführung bewog, man konnte es nicht herausfinden. Und auch die Chronik berichtet nur, daß er sich wenig in Lublau aufhielt, obgleich er dort ein Haus besaß, in welchem seine Frau mit den Kindern

wohnte, dagegen desto öfter in Warschau zu finden war, wo nur Jaroslav Csernitzky ein Haus hatte, in welchem wiederum nur dessen Frau wohnte.

Böse Zungen behaupteten, daß Csernitzky ihm einst sogar sein Haus verboten habe, später aber doch dem billigen Weinlieferanten nicht widerstehen konnte. Mag dem sein, wie ihm wolle. Was geschah, ist lange her. Nach und nach wurde Kasperek alt und wahrscheinlich Frau Csernitzky auch, worauf der Preis des Weines wieder in die Höhe stieg. Endlich starben sie beide.

Doch trotzdem hörte die Verbindung zwischen den Weinhäusern nicht auf. Csernitzkys hatten das Geschäft ihrem einzigen Sohn Michael hinterlassen, und auch unter den Kaspereksöhnen wurde Michael der Nachfolger des Vaters.

Michael Kasperek war schon zu Lebzeiten des Alten öfter nach Warschau gekommen und hatte sich von dort seine schöne Frau Maria Jablonska, die Tochter eines Barbiers aus der Stadt, heimgebracht. Diese war zwar in den jungen Csernitzky verliebt und hätte ihn auch gern genommen, aber der Alte gab es nicht zu.

„Du kannst dir eine Gräfin oder wenigstens ein Edelfräulein heiraten, aber keine Bürgerdirne," sagte er. „Ich besitze nämlich ein kleines Zauberfäßchen und wenn du dieses kräftig schüttelst, so eilen dir die vornehmen Fräulein alle zu."

Michael Csernitzky klagte sein Leid dem jungen Kasperek, worauf dieser neugierig auf Maria wurde. Es war ein wunderbar schönes Mädchen,

hoch, schlank, breitschultrig, mit ins rötliche spielendem, langem, blondem Haar und großen, feucht schimmernden, sprechenden Augen. Sie gefiel ihm so, daß er sie Michael Csernitzky vor der Nase wegschnappte und bald darauf eine so große Hochzeit hielt, daß selbst der Starosta sich einen Rausch dabei antrank.

Betrübte sich nun der junge Csernitzky oder nicht? Wer weiß es. Daß ihm aber das Herz nicht brach, ist sicher, denn den darauffolgenden Fasching heiratete er ein Litauer Mädchen. Wenigstens brachten Kaufleute diese Botschaft nach Lublau.

Als Kasperek im Frühjahr mit seinen beiden Kellermeistern wieder Wein nach Warschau schaffte, empfing ihn wirklich die junge Frau an der Thür, und zwar mit folgenden Worten, denen man aber dazumal leider wenig Bedeutung beimaß:

„Du bist ja schnell zurück, lieber Mann."

„Es thut mir leid, es nicht zu sein," sagte Michael lächelnd.

„Ich bin nur sein Lieferant, der Lublauer Kasperek, und bringe den bestellten Wein."

War die Dämmerung schuld daran, oder die junge Frau kurzsichtig — wir finden keine Erklärung dafür, daß sie ihm fast um den Hals fallen wollte.

(Hm — bemerkte der alte Kellermeister István schlau mit den Augen blinzelnd, die selige Csernitzky hat es gerade so mit meinem Herrn gemacht.)

Das gehört vielleicht nicht hierher, doch ist es nicht unmöglich, daß dies gerade der Hauptpunkt in der wunderbaren Begebenheit wird, um den sich alles dreht.

„Willkommen, Herr Kasperek, in unserem Hause,“ sagte die lebhafte, kleine Litauerin verwirrt lächelnd, „aber mein Mann ist nicht daheim, er ist nach Krakau zu seiner kranken Großmutter gefahren, doch trug er mir auf, wenn der Wein gebracht würde, ihn in den Keller schaffen und die leeren Fässer wie gewöhnlich zurücknehmen zu lassen.“

Und schnell wie ein Mädchen wendete sie sich und holte die Kellerschlüssel, ein litauisches Liedchen dabei singend.

Nachdem sie Kasperek die Schlüssel übergeben hatte, schaffte dieser die Fässer mit dem besten Wein der Welt nach gewohnter Weise in den Keller. Die mächtigen hunderteimerigen Tonnen waren jede entweder mit den geschnitzten Bildern der Apostel oder mit biblischen Sprüchen verziert, so daß man hier fast das ganze christliche Bekenntnis lernen konnte. Sie standen in Reihe und Glied wie die Häuser in den Straßen einer Stadt und zwar sorgfältig dem Range und Verdienst der heiligen Männer nach geordnet. Im Judasfaß war Tresterwein, er verdiente keinen besseren. Der hl. Paulus war mit Szegsarder Rotem gefüllt. Im Leibe des sanften Apostels Johannes floß Erlauer Stierblut. Im hl. Anton granatroter Burgunder.

Diese untere Welt verschönte nicht wenig die obere.

Als Michael Csernitzky aber aus Krakau zurückkam, vermißte er das Zauberfäßchen, von dem sein Vater einst gesagt hatte, er brauche es nur zu schütteln und alsbald würden ihm die vornehmen Fräuleins zulaufen.

Keuchend, erregt suchte er es überall.

„He, Frau, Frau, wo ist das Faß?"

„Welches Faß?"

„Wo ‘Körmözer Gewächs’ darauf geschrieben war."

„Nun, das lohnt doch nicht, deshalb so einen Lärm zu machen, wenn es wenigstens Tokajer gewesen wäre."

„Ach schweige, es war bis zum Rande mit Körmözer Gold gefüllt."

Jetzt erbleichte auch die Frau und beide durchsuchten alle Winkel, aber das Zauberfäßchen war und blieb verschwunden.

„Gott soll dich strafen für deine Unachtsamkeit. Konntest du den Kasperek nicht im Auge behalten? Sahst du nicht an seinem Angesicht, daß er ein Taugenichts ist? Oder vielleicht hat er deinen geilen Augen gefallen, denn ich kenne eure schlechte Art, und du ludest ihn dir zum Abendbrot oder zeigtest ihm gar deine Schlafkammer. Schmach und Schande über dich."

Pif, paf, ging die Karbatsche, die nicht aus einem Ochsenziemer, sondern aus Katharinens bis zu den Knieen reichenden Zöpfen bestand. Der geschädigte Mann schäumte und raste vor Verzweifelung.

„Der Räuber hat es unter den leeren Fässern

mit fortgeschleppt oder du gabst es ihm selbst. Nun aber mache dich sogleich auf den Weg und kehre ohne das Faß nicht mehr nach Hause zurück."

Katharina nahm sich einen Advokaten und eilte mit diesem ohne Aufenthalt nach Lublau.

Ihr erstes war, zu dem Starosten Lubomirsky zu gehen, den sie eben Geld zählend antraf.

„Nun, was fehlt Ihnen, schöne Frau?"

„Ach, gnädiger Herr, ich habe eine große Klage. Michael Kasperek, der Bürger von Lublau, hat meinem Manne ein Fäßchen voll Gold aus dem Keller gestohlen."

„Ei der Spitzbube," entfuhr es dem Starosten unwillkürlich, „darum hat er mir plötzlich die 700 Goldstücke bezahlt."

Doch sogleich sah er ein, daß er eine Dummheit gemacht hatte.

„Nun, nun, ich scherzte nur, schöne Frau. Michael Kasperek ist ein gerechter Mann und mir ein lieber Freund. Er ist als Weinhändler hoch angesehen, und wenn er hie und da Schulden macht, so bezahlt er sie ehrlich. Darum muß man eine solche Anklage sehr genau prüfen. Wer sah es denn?"

„Gott allein," sagte seufzend die Frau.

„Gut, gut," entgegnete der Staroste, „nur ist dies kein tauglicher Zeuge."

Aber Katharina und ihr Rechtsbeistand brachten es doch so weit, daß das Gerichtstribunal mit dem Oberrichter Janos Zawadsky und den Geschworenen Joseph Hertely und Christof Pawlowsky zusammentreten und in

der obwaltenden Angelegenheit der Warschauer Frauensperson ihr Recht zukommen lassen mußte.

Der Staroste präsidierte dem Rat, doch er stimmte nicht mit.

„Ich werde nur meinen Freund Kasperek aufknüpfen lassen, wenn sie ihn verurteilen sollten,“ sagte er mit derbem Humor. „Aber zur Abstimmung halte ich mich durch das zarte Verhältnis, in welchem wir zu einander stehen, außer stande. Sie verstehen mich, meine Herren.“

Und sie verstanden ihn so, daß sich die ersten Räte schlau mit den Augen zuwinkten, als wollten sie sagen: „Es wäre gar nicht so schlecht ihn aufzuknüpfen, hehe, die junge Frau bliebe dann als Witwe zurück.“

Kasperek erschien mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt vor den Richtern. Er war ein großer, stattlicher Mann mit schönem, frischem Angesicht, nur in seinen Augen lag ein seltsam dämonischer Zug.

Als Katharina ihre Klage vorbrachte, lächelte er:

„Das ist spaßhaft.“

Und als sie weiter fortfuhr, bemerkte er:

„Sie träumen wohl, junge Frau. Ich nahm bloß leere Fässer mit nach Hause. Wenn sie mir nur ein guter Geist unterwegs gefüllt hätte. Aber gestern wuschen wir sie und fanden nichts als Weinreste darin.“

Die Geschworenen legten Katharina dem Gebrauch gemäß die verschiedensten Kreuz- und Querfragen vor.

„Haben Sie das Faß schon gesehen und wann?“

„Ich sah es nie, nur mein Mann behauptet es. Ich bin erst dann darüber in Kenntnis gesetzt worden, als es schon gestohlen war und er mich mit den Worten wegjagte, nicht eher zurückzukommen, bis ich das Faß wieder habe.“

Der Staroste strich sich kopfschüttelnd seinen mausfarbenen Schnurrbart.

„Ihr Gatte scheint ein schlauer Bursch zu sein. Aber trotzdem lasse ich ihm sagen, daß er ein großer Esel ist. Wenn ich solch ein kleines Vögelchen besäße, würde ich ihm nicht das Bauer öffnen.“

Katharina verstand anfangs nicht recht, was er meinte, erst später wurde es ihr klar, als Kasperek auf die Frage: „Was sagen Sie dazu?“ antwortete:

„Ich sage, hoher Gerichtshof, daß wir es mit einem schlechten Ehemann zu thun haben, welcher eine schöne, gute Frau besitzt, der aber, statt sie auf Händen zu tragen, sich das Märchen vom Goldfaß ausgedacht hat, um von ihr frei zu werden.“

Die Geschworenen nickten mit den Köpfen, daß er recht haben könnte. Die schöne Katharina aber erbleichte und mit ihrer kleinen Hand an das Herz fassend, sagte sie tonlos:

„Dieser Mensch lügt.“

Dann hielt der Warschauer Advokat eine lateinische Ansprache. Während dessen zündete der Staroste seine Pfeife, die er diese Woche

von einem Krakauer Geistlichen bekommen hatte, zum erstenmal an. Solch ein Werkzeug war aber bis dahin nicht in Lublau gesehen worden.

Der ganze Rat blickte daher staunend auf das neue Gebilde, den Deckel, das Rohr und den dem Munde des Starosten entquillenden Rauch. Dieser wendete sich stolz nach rechts und links, bis ihm plötzlich der Kopf zu schwindeln begann, worauf er den Anwalt wütend anschrie:

„Reden Sie doch keine solchen Dummheiten. Ich lasse Sie sofort hinauswerfen, wenn Sie nicht Punkt machen. Mir ist schon ganz schlimm von Ihrer Rede."

Nun wurden noch die beiden Kellermeister vernommen, welche aber natürlich nichts gesehen hatten. Dann verkündete Zawadsky der Oberrichter, Michael Kasperek müsse schwören, daß er das mit Gold gefüllte Faß nicht gestohlen habe.

„Ich bin bereit dazu," sagte er ruhig.

Herr Hertely stand auf und suchte aus einer Nische ein Bündel Ruten, einen Stock, eiserne Armbänder (das damalige Spielzeug der Themis) und zwei Wachskerzen hervor. Die beiden Kerzen wurden angezündet und das Kreuz dazwischen gestellt, worauf Kasperek hinzutrat, zwei Finger auf die Seitenwunde Christi legte und den gebräuchlichen Schwur hersagte. Dumpf und feierlich klangen die schreckhaften Worte durch den alten Saal:

„Die Erde soll meinen Leib auswerfen und meine Seele nicht in den Himmel kommen, wenn ich die Wahrheit nicht gesagt habe."

Damit war alles beendet. Katharina begann laut zu schluchzen; wie sollte sie nun nach Warschau zurückkehren? Kasperek aber setzte sich ruhig auf seinen vorigen Platz auf die Bank an der Wand zurück. Heilige Stille herrschte, nur das Geräusch der Federn, die über das Papier dahinglitten, um das Protokoll aufzunehmen, ward vernehmbar.

Endlich waren sie auch damit zu Ende. Der Oberrichter streute Sand darauf und siegelte es.

„Punktum,“ sagte der Staroste. „Nun können wir den Kauftrunk machen gehen.“ Er stieß also den Stuhl zurück und rief im Hinausgehen Kasperek gemütlich zu:

„Hast du wirklich heute alle Fässer auswaschen lassen oder ist etwa noch eins zurückgeblieben?“

Kasperek antwortete nicht.

Der Staroste klopfte ihm neckend auf die Schultern:

„Nun rede doch.“

Aber er sprach auch jetzt keinen Muck, sondern fiel wie ein Stück Holz zur Seite. Sein Körper war steif, seine weitgeöffneten Augen starrten schreckhaft auf den Starosten, Kasperek war tot.

Die Gerichtspersonen blickten erschrocken drein, nur Katharina rief lebhaft:

„Seht, Staroste, seht. Ihr sagtet, Gott sei kein brauchbarer Zeuge. Ihr habt ihn nicht vorgeladen und er ist dennoch gekommen. So tretet jetzt mit ihm in die Schranken.“

Dem armen Starosten aber schlugen die Zähne aufeinander, daß er gar nicht zu antworten vermochte.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich draußen die Nachricht von dem Geschehenen, und gegen Abend wußten es schon die umliegenden Ortschaften.

„Das war ein Gottesurteil," flüsterte das Volk. „Eh! der Schlag hat ihn getroffen," sagten die Gottlosen.

Der Heiduk lief mit der traurigen Nachricht zu der Frau Mlazko, der Stadtdiener aber in den Kirchhofsschuppen nach der Totenbahre, während ein anderer zum Kantor ging, damit er die Sterbeglocke läutete.

Der Kantor, von dem Ereignis in Kenntnis gesetzt, schickte sogleich jemanden in den Turm hinauf, allein die geweihte Glocke gab keinen Ton, sondern sprang, als sie von der Zunge berührt wurde, entzwei, als wollte sie damit ausdrücken: 'Ich werde doch um den Kasperek nicht klagen'.

Als Mlazko mit der Totenbahre über die kleine Brücke schritt, stolperte er und stürzte, während die Bahre in den vom Tauwetter hochgeschwollenen Bach fiel, dessen Wogen sie mit fortrissen. Also auch die Bahre mochte Kasperek nicht tragen.

Bestürzung ergriff die Bewohner bei diesen Zeichen. Frau Kasperek, welche auf die traurige Nachricht hin schnell herbeigeeilt war, bat vergebens mit aufgehobenen Händen, die Leiche auf einen Schragen zu thun und ihn heimzutragen, doch niemand rührte sich. All' ihre Schönheit war diesmal vergeblich. Wenn schon leblose

Dinge sich weigerten, wie sollten es dann lebendige Menschen wagen.

Maria trocknete die Thränen aus den schönen Augen, dann kräuselte sie verächtlich ihre sinnlichen, schwellenden Lippen.

„Also giebt es in Lublau wirklich keinen einzigen Mann?"

Darauf hin trat der Staroste selbst hervor und sagte:

„Bin ich etwa ein Hund, Maria Jablonska? Wenden Sie sich an mich, wenn Sie etwas wollen."

Maria warf ihm einen dankbaren Blick zu, der sein Blut wallen machte, und sagte:

„Veranlassen Sie doch, lieber Herr, daß man die Leiche meines Mannes nach Hause bringt."

„Ich würde ihn selbst tragen, wenn ich es imstande wäre, denn ein Lubomirsky fürchtet selbst den Teufel nicht, doch andern befehlen, dem Willen Gottes entgegen zu handeln, habe ich nicht das Recht. Aber gehe, Mlazko, hole Kaspereks weißes Reitpferd und bringe es hier her, das wird seinen Herrn schon nach Hause tragen."

Die Dämmerung war eben eingebrochen, als der berühmte 'Palko' völlig gesattelt in den Hof der Kurie eintraf. Der Staroste umfaßte den schweren Leichnam, setzte ihn auf das Pferd, band die Füße unter dem Bauch des Tieres mit einem Strick zusammen und schlang den Zügel um den gekrümmten Leib des Verstorbenen. Dann ergriff er das Pferd am Gebiß und sagte zu Maria:

„Nun, so gehen wir, Frau Kasperek."

Die Menge gab durch leises Gemurmel ihrer Verwunderung Ausdruck.

„Nein, so etwas! Das ist ja noch gar nicht dagewesen. Ein Staroste, solch ein großer Herr führt das Pferd! War dies nicht genug der letzten Ehre für einen Dieb? Schau, schau, da soll noch einer ehrlich bleiben. In des Starosten Haut möchte ich aber auch nicht stecken in der anderen Welt.“

„Desto lieber aber in der jetzigen,“ bemerkte mit Neid erfülltem Blick ein junges Bürschchen.

„Er führt ja jetzt schon den Teufel,“ meinte ein anderer.

„Nein, nicht einen, sondern zwei,“ verstärkte Frau Hertely, „denn die Witwe hat doppelte Augen.“

„Das ist wahr, denn umsonst rauscht das Gebüsch nicht.“

Ganz allein schritten die beiden von der Kurie zur Besitzung Kaspereks auf der Straße von Obgarten dahin, nur einige mutwillige Bengel folgten ihnen von weitem. Das Pferd trabte langsam, traurig, aber es lag eine gewisse schonende Sanftmut gegen den toten Reiter in seinen kurzen Schrittchen. Es hob weder stolz den Kopf wie ehedem, noch schüttelte es seine Mähne oder schlug mit dem Schweife, sondern ging nur ruhig, gleichmäßig, als ob auf dem sanften Spiegel eines Sees eine Bahre schaukele.

Zur Linken wandelte die Frau, welche müde des Starosten Fragen beantwortete. Sie waren allein und konnten plaudern.

„Vergeblich bemühte ich mich bis jetzt um Ihre Huld. Sie wissen es ja, Maria. Heut fühlte ich endlich den ersten, süßen Blick. Darf ich nun hoffen?"

Die Frau fuhr zusammen.

„Ich weiß nicht, ich kann es nicht wissen," sagte sie. „Fragen Sie mich jetzt nicht."

„Was gedenken Sie denn vorläufig zu thun? Wollen Sie denn allein in dem öden Hause bleiben?"

„Nein, ich gehe nach Warschau, in meine Vaterstadt."

„Ist dieser Entschluß unwiderruflich?"

„Nur der Tod könnte ihn ändern. Ich bleibe nach dem Begräbnis nur einige Tage noch hier, bis ich die geschäftlichen Angelegenheiten geordnet habe. Mein Mann hat noch viele Außenstände."

„Aber auch viele Schulden, und da frißt eins das andere. Am einfachsten wäre es, alles hier zu lassen und fortzugehen. Ich ginge mit, Maria, wenn Sie es gestatten."

Die Stimme des vierzigjährigen Starosten wurde flehend wie die eines Schülers. Maria wendete den Kopf.

„Wegen meiner können Sie thun, was Sie wollen," antwortete sie kalt.

„Ich weiß, was ich mache. Ich komme morgen um meinen Abschied ein. Ich bin reich genug, um nicht mehr dem Könige, sondern meinem Herzen zu dienen. Was sagen Sie dazu, schöne Frau Kasperek?"

Doch die schöne Frau seufzte nur und wickelte

sich tiefer in ihr großes Tuch. Die Hunde zogen sich erschrocken in die Hausthüren zurück, bei denen sie vorüber kamen, und von der Kirche her ließ ein Totenvogel sein schauerliches Geschrei erschallen.

Endlich hatten sie die Behausung Kaspereks erreicht, und Palko blieb mit seiner Last vor dem Thore stehen.

Niemand erwartete sie dort, als ein großer, weißer Schäferhund und die Dienstmagd.

„Nun helfen Sie mir, die Leiche herabnehmen, Herr Staroste. Du aber, Annuska, eile und zünde Licht an.“

Lubomirsky umfaßte also Kasperek noch einmal und trug ihn keuchend und tief atmend ins Zimmer.

„Soll ich hier zur Nacht bleiben?“ fragte er flüsternd, indem er sich zu der jungen Frau herabbeugte.

„Nein, nein, Gott behüte.“

„Wir würden uns aber besser besprechen können.“

„Ein andermal, ... später ... Nach dem Begräbnis.“

Die Frau blieb die ganze Nacht allein mit dem Toten. Sie bereitete ihm eine Bahre, zog ihm seine besten Kleider, die roten Hosen und den blauen Dolman an, steckte seine Füße in die gelben Sporenstiefel und stülpte ihm die rote Pelzmütze auf den Kopf. So lag er zwischen den brennenden Wachskerzen wie ein schlafender Rakoziheld.

Am dritten Tage nach dem Tode war das Begräbnis. Als vornehmem Bürger gebührte Kasperek ein Platz auf dem neben der Kirche gelegenen St. Johannes-Friedhof, worüber das Volk laut zu murren begann. Dazu befahl der Staroste sogar sämtliche Glocken der Stadt läuten zu lassen. Diese waren nicht so störrisch, wie die kleine von vorgestern. Selbst die Bahre hatte man eine halbe Stunde unterhalb der Stadt herausgefischt, infolge dessen die Beerdigung in gehöriger Ordnung und mit Pomp vor sich ging. Eine große Volksmenge aus Lublau und den benachbarten Orten war zugegen, zwei Geistliche amtierten und der Kantor sang schöne Grablieder.

Als die Erdschollen draußen auf dem Friedhofe auf den Sarg herabpolterten, erhob sich wohl ein entsetzlicher Sturm, dabei war ja aber nichts Wunderbares, sonst ging alles in natürlicher Ordnung und die Lublauer traten mit der Beruhigung aus dem Kirchhofsthore:

„Nun haben wir wieder einmal einen schlechten Menschen verscharrt. Punktum.“

Der Staroste führte die schöne Witwe hinter dem Sarge und auf dem Rückwege wieder bis zur Wohnung, denn es war nach dem nächtlichen Frost glatt geworden und doch auch durchaus nichts schlechtes dabei, wenn sich die arme geknickte Schlingpflanze an einem stützenden Pfahl emporrankte.

Der Staroste war auf dem Heimwege fröhlich und guter Dinge. Er plauderte von allerlei und brachte sogar Frau Kasperek zum Lachen. So

sind die Frauen! O wie reizend stand dem gramvollen Gesicht dieses Lächeln!

Vor der Thür erinnerte sie der Staroste an das vorgestern gegebene Versprechen.

„Nicht wahr, Sie erlauben doch, daß ich mich etwas da drin erwärmen kann.“

Das Wetter war unfreundlich. Schnurr- und Backenbart hing ihm voll Reif.

Die junge Witwe zögerte.

„Ich verdiene es, Maria,“ flüsterte er schwärmerisch, „ich verdiene es wirklich.“

Frau Kasperek winkte ihm, daß er kommen solle.

Das Herz des Starosten klopfte hörbar, als sie den Flur durchschritten, und er konnte sich nicht enthalten, Maria mutwillig um den Leib zu fassen. Ein kleiner Vorschuß auf die Glückseligkeit.

„Ach gehen Sie, Staroste, Sie sind ein großer Narr. Ich würde Sie auf die Finger klopfen, doch die meinigen sind so erstarrt, daß ich sie nicht zu bewegen vermag. Öffnen Sie lieber rasch die Thür.“

Der Staroste öffnete, fuhr aber mit fürchterlichem Gebrüll alsbald zurück.

Eine angenehme Wärme schlug von innen heraus. Der Tisch war gedeckt und am Kopfende desselben saß mit rotem, vergnügtem Antlitz Michael Kasperek und schnitt sich wie gewöhnlich mit seinem Taschenmesser große Ranften von dem vor ihm liegenden Brote.

Der Staroste rannte wie wahnsinnig durch

den Flur zum Thore hinaus und kam atemlos in seinem Hause an, wo er sich sogleich zu Bett legte, da ihn das Fieber schüttelte. Die ganze Nacht redete er irre, indem er mit wunderbaren Irrlichtern kämpfte; gegen Morgen war es etwas besser.

Er löffelte eben von dem Kräuterthee, den seine Wirtin in der Hand hielt, da das Töpfchen zu heiß war, als sich die Thür öffnete und Michael Kasperek eintrat.

„Jesus, Maria und Joseph," schrie die erschrockene Frau und ließ das Geschirr zur Erde fallen, wo es in tausend Scherben zerbrach. Kasperek blieb an der Thür stehen und erhob drohend die Faust gegen den todblassen, vor Entsetzen sich im Bett wälzenden Lubomirsky.

„Hüte dich, Staroste, ich sage dir, hüte dich. Wenn du noch einmal Lust bekommst, meine Frau zu verkosten, so werde ich durch Erdboden und Wände, durch Bäume und Eisen erscheinen und dich erwürgen. Hüte dich, Staroste."

Ja, das war er, das war der Kasperek! Der Weg nach der andern Welt hatte ihn durchaus gar nicht verwandelt, nur die Stimme klang so fremd und sonderbar, gleich dumpfem Grollen. Wie er gekommen, verschwand er wieder; seine Schritte waren nicht hörbar, aber alle hatten ihn gesehen. Dem Heiduken des Starosten, mit dem er auf dem Hofe zusammentraf, bot er einen guten Morgen und riß ihn an seinem Barte. Der Heiduk brüllte, denn ein Teil der Haare blieb in Kasperekṡ Händen.

Dann sprengte er auf seinem Palko durch die Stadt. Roter Schaum entquoll den Nüstern des Pferdes und seine Hufe verursachten auf den hartgefrorenen Erdschollen keinerlei Geräusch. Entsetzt stoben die Leute zur Seite, da wo er sich zeigte.

„Der ist zeitig zurückgekommen," sagten die alten Weiber verblüfft. „Die Erde ist ja noch nicht warm unter ihm geworden. Aber freilich, so mußte es kommen. Er hat ja geschworen, die Erde solle seinen Leib auswerfen, und nun haben wir es."

„Ein Glück ist es," schwatzte eine andere, „daß die Litauer Frau noch an seinem Todestage nach Hause ging, sonst müßte sie gewiß seine Rache fühlen."

„Der wird sie auch in Warschau erreichen, wenn er Lust dazu hat. Es ist ja ein berittenes Gespenst. So etwas ist noch garnicht dagewesen. Bisher pflegten doch die Gespenster zu Fuß und um Mitternacht einherzuwandeln. Selbst Luzifer lernt noch neues. Das eine aber ist sicher, bald wird es offenbar werden, daß das Pferd nicht umsonst in seine Gewalt gegeben ist."

Ganz Lublau war im Fieber. Der Oberrichter rief schleunigst den Senat zusammen und sie berieten, was zu thun sei. Große Volksmengen umlagerten neugierig die Kurie. Immer wunderbarere Nachrichten trafen den Tag über ein. Bald war Kasperek hier, bald dort gesehen worden, bald hatte er dieses gethan, bald jenes gesagt.

Von Lublau ritt er direkt nach Obgarten zu dem Fleischer Paul Oswald und warf ihm 40 Thaler auf den Hackklotz: „Ihr seid gestern, wie ich noch auf der Bahre lag, zu meiner Frau gekommen, um Eure Schuld einzukassieren, und wolltet ihr das eine Kalb wegführen. Ich werde Euch ein andermal Mores lehren. Hier ist das Geld.“

Damit sprang er von neuem aufs Pferd, aber verkehrt mit dem Rücken nach der Mähne zu. Herr Oswald kam dies selbst der Ratsversammlung zu verkünden, wobei er fünf Thaler auf den grünen Tisch zählte und reuevoll bekannte:

„Ich bin ein großer Sünder, hochgeborne, edle Ratsversammlung, und ging böse Wege. Kasperek schuldete mir nur 35 Thaler seit dem Herbst. Aber der Böse packte mich und ich dachte, die Frau weiß es ja so wie so nicht, und sagte vorgestern 40. Nun ich mir's nachzählte, hat er wirklich 40 Thaler gebracht. Doch Furcht erfaßt mich, ich mag es nicht behalten und bringe es der Kurie.“

Der Oberrichter fuhr wütend auf.

„Packt Euch von dannen, aber sogleich. Schämt Ihr Euch nicht, ein solches Geld noch zum Tempel zu bringen?“ Dann stieß er mit seinem Richterstabe die gottlosen Thalerstücke einzeln vom Tisch und sagte voll Ekel: „Rollt zu Eurem Meister, dem Belzebub, zurück.“

Bis zum Mittagläuten saß der Rat beieinander, aber er vermochte sich zu nichts zu

entscheiden. Alles seufzte und jammerte, bis endlich Pawlovsky folgenden Antrag stellte:

„Rufen wir doch die Geistlichkeit zusammen. Ubi humana deficiunt, ibi divina incipiunt auxilia. Hier ist Menschenrecht zu Ende. Das hinfällige irdische Gericht, das Schwert des Henkers und die Kugel der Soldaten schaden Kasperek nicht mehr. Darum soll der hochwürdige Herr Honulkovics die Sache zu Ende führen. Wenn er ein rechter Diener Gottes ist, mag er mit seinem Herrn sprechen."

Die Versöhnungsmesse für die Sünden des Verstorbenen fand wirklich statt, aber während derselben flüsterten sich die herbeigeeilten Gläubigen die heutigen Vorkommnisse mit Kasperek zu.

Er saß richtig verkehrt auf seinem Pferde und ritt so durch Gnesda, wo er wieder an einigen Orten Schulden bezahlte. Es war doch wenigstens noch ein ehrenhaftes, braves Gespenst, das seinen Verpflichtungen nachkam. Die hochwürdigen Herren sollten es lieber bleiben lassen, ihn in die Mutter Erde zurückzubeten. Man sollte ihn wenigstens so lange draußen lassen, bis das Geld aus dem Fasse zu Ende war. Es wäre schade, ihm etwas zu leide zu thun, warum sollte er nicht unter uns bleiben?

Gegen Abend kam Kasperek nach Hause, nachdem er noch im Stadtwalde herumgestreift war, wenigstens erzählte eine alte Frau (und die alten Weiber sehen immer mehr als andere, trotzdem sie schlechtere Augen haben), daß sie ihn mit dem Pferde, wobei bald er, bald das Tier

zu unterst gewesen sei, den Abhang herabkollern gesehen hätte. Noch kein vom Weibe Geborener habe je so etwas erblickt. Gelobt sei Jesus Christus.

Anna, die Dienstmagd, trug ihm das Abendmahl auf.

Er aß wie ein verhungerter Schnitter, und nicht wie ein zartes Gespenst, erzählte sie am andern Morgen beim Brunnen und fügte noch hinzu, daß er lange mit seiner Frau gesprochen habe, weit über den ersten Hahnenschrei hinaus. Obgleich etwas zögernd, gestand sie doch zu, am Schlüsselloche gehorcht zu haben, was ihr aber, da sie polnisch miteinander sprachen, wenig nützte. Am Morgen jedoch war er, ohne sein Bett berührt zu haben, über alle Berge.

Die Lublauer freuten sich, daß die Versöhnungsmesse wirklich nützte. Auch der Staroste begann wieder aufzuleben, aber selbst zu der schönen Frau zu gehen wagte er doch nicht, sondern ließ nur fragen, wann sie gedenke, nach Warschau zurückzukehren.

„Gar nicht," gab sie lächelnd zur Antwort, „mein Mann erlaubt es nicht."

„Dummheiten," brummte der Staroste. Dieses einfältige Gespenst setzte ihn in Verlegenheit. „Das ist eine seltsame Ehe, die mit dem Tode des einen Teils kein Ende nimmt."

Es war in der That seltsam, denn zwei bis drei Wochen nachher, als die Lublauer zu ihrer gewohnten Tagesordnung zurückgekehrt waren, und alle nur einen Tag geträumt zu haben glaubten —

erschien plötzlich Kasperek wieder auf seinem weißen Pferde, in seinen roten Hosen und blauem Mantel, mit der roten Pelzmütze und den gelben Stiefeln. Herrgott, das war derselbe Anzug, in dem man ihn begraben hatte.

Wieder ergriff panische Furcht die Bewohner, besonders da Kasperek nun unangenehm zu werden begann. Er besuchte jetzt nämlich seine Schuldner und erschien da, wo man ihn am wenigsten vermutete, bald am hellen Tage, bald in finsterer Nacht, und schlug klirrend ans Fenster:

„Hier bin ich, der Michael Kasperek, bringt mir morgen das Geld, welches Ihr mir schuldig seid.“

Sie brachten es ihm auch pünktlich. Es bedurfte dazu keiner Exekution.

Der Gouverneur des Kreises Felizian Kosanovich lachte laut, als er dieses hörte, und sagte:

„Der verteufelte Kasperek müßte als königlicher Steuererheber angestellt werden.“

So unerwartet wie er kam, verschwand er wieder auf Wochen. Bald spann sich ein ganzer Sagenkreis um seine Gestalt und alles, was schlimmes in dem Städtchen geschah, wurde ihm in die Schuhe geschoben. In Obgarten brannte ein Heuschober nieder, den niemand anders als Kasperek angezündet hatte. Bald darauf zeigten sich mehrere tolle Hunde in Lublau, welche Kasperek vermutlich mit seinem Brote fütterte, wovon sie toll wurden.

So konnte es doch aber nicht ewig bleiben. Es mußte etwas geschehen. Man sollte schauen, ob die Leiche wirklich auf dem Kirchhof liege oder

ob etwa nur ein leerer Sarg begraben wurde.

Hierzu mußte aber erst die Erlaubnis des Krakauer Bischofs eingeholt werden, und so machte sich denn alsbald eine Deputation zu dem weisen Michael Szembeck auf den Weg, damit er gestatte, den Sarg zu öffnen und die Leiche zu verbrennen.

Am meisten aber erbitterte Lubomirsky die Anwesenheit Kaspereks. Seines Bleibens war hier nicht länger. Er wurde nervös, furchtsam, und bei dem ersten milden Frühlingslüftchen machte er sich auf an den Hof nach Krakau. Wenn der Mensch, und sei er noch so ein hochgeborener Kavalier, ein Gespenst zum Nebenbuhler hat, ist es am besten das Feld zu räumen. Es gab ja in Krakau noch genug schöne Frauen.

Der Staroste wurde ein Liebling des Königs und er rief ihn oft in seinen Palast. So geschah es, daß einst beim L'hombre-Spiel der König einige Goldstücke von Lubomirsky gewann. Seine Majestät aber hatte die Gewohnheit, das gewonnene Geld am andern Morgen bei seinem Spaziergang unter die ärmlichsten Kinder der Straße zu verteilen.

Nach einem solchen königlichen Spaziergang wurden nun in verschiedenen Punkten Krakaus fünf bis sechs Kinder von der Polizei ergriffen, welche falsches Geld wechseln wollten und beim Verhör angaben, es vom Könige erhalten zu haben.

Der Polizeihauptmann hatte den Mut, bei der nächsten Audienz dem Herrscher Agaston II. den sonderbaren Fall vorzutragen.

Befremdet antwortete er: „Ich gewann das Gold von Lubomirsky, forschen Sie der Sache einmal nach."

Der Hauptmann Peter Nowogradsky eilte von dem Palast sogleich zu seinem Freund Lubomirsky und bat ihn um tausend Goldstücke, da er eine dringende Ehrenschuld zu begleichen hätte.

Sofort zählte ihm dieser die gewünschte Summe hin, worauf Nowogradsky jedes Stück einzeln zu prüfen und zu beklopfen begann und zwei verschiedene Häufchen davon beiseite legte.

„Was machst du denn da?" fragte der Staroste.

„Ich sondre nur die falschen von den echten, damit ich, wenn ich es dir zurückgebe, weiß, wie viel gutes und wieviel schlechtes Geld ich zu bringen habe."

„Rede doch keinen Unsinn," lachte der Staroste.

„Ich scherze nicht," sagte der Hauptmann finster. „Das Gold, welches der König vorgestern von dir gewann, war sämtlich falsch."

Der Staroste erbleichte.

„Das ist ja unmöglich," stotterte er.

„Es ist so gewiß, wie hier immer jedes zweite, dritte Stück falsch ist. Besinne dich nur, von wem bekamst du es?"

Plötzlich wurde es dem Starosten klar.

„Hu, ich weiß es, von dem nichtswürdigen Kasperek."

„Wer ist es, wo kann man ihn fangen?"

„Nirgends, denn er ist tot."

Der Hauptmann zog drohend seine Brauen zusammen.

„Donnerwetter, du thust ja, als glaubtest du mir nicht,“ fuhr der Staroste beleidigt auf.

„Ich glaube einfach nicht gern an verstorbene Angeklagte. Wieviel bekamst du von ihm?“

„700.“

„Aber unter diesen allein sind ja schon mehr als 700 falsche,“ entgegnete Nowogradsky.

„Nun, von den andern weiß ich eben nicht, woher ich sie bekam.“

„So werde ich der Sache auf den Grund gehen. Bis dahin rate ich dir, dich am Hofe nicht zu zeigen, der König könnte unangenehm werden.“

Der Staroste raste. Er raufte sich die Haare und schrieb an den König, an den Minister und wollte den Hauptmann zum Duell fordern.

Der König war ein gutmütiger Mann und versuchte ihn zu besänftigen.

„Ich weiß, lieber Lubomirsky,“ — schrieb er in seiner Antwort — „daß Sie das falsche Gold nicht gemünzt haben. Aber wenn Sie es auch selbst münzten, so hätten Sie ja doch nur dasselbe wie ich gethan und ich könnte Sie am wenigsten deshalb verurteilen. Kommen Sie also ganz ruhig wieder her, wenn Sie aber L'hombre bei mir spielen wollen, so bringen Sie richtiges Geld dazu mit.“

Nowogradsky sendete noch denselben Tag zwei Geheimpolizisten nach Lublau, die alsbald herausbrachten, daß die ganze Stadt und Umgegend

mit falschem Gelde übersät war und daß dieses der weiland als Gespenst herumspukende Michael Kasperek in Umlauf setzte.

Der König geriet in große Wut, als der Minister ihm dies unterbreitete.

„Natürlich,“ sagte er höhnisch, „ein Gespenst münzt und verbreitet das falsche Geld. Das ist bequem, denn diesem ist es nicht verboten und es kann auch nicht bestraft werden.“

Der Minister kaute mißmutig an seinem Barte.

„Ich erwarte Ihre Befehle, Majestät.“

„Ich habe nur eine kleine Bemerkung zu machen,“ sagte Agaston II. beißend.

Der Minister verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Händen, wie es am polnischen Hofe Sitte war.

„Ich habe große Lust, die beiden Geheimpolizisten mit dem Polizeihauptmann gemeinsam in die andere Welt zu senden, damit sie den Thatbestand, den ihr an jenen Ort verlegt, herausspionieren können. Das wäre das einfachste.“

Bald aber lächelte er über seine eigne Rede, denn er war nicht grausam, sondern nur aufbrausend.

„Um indessen ernsthaft über diese Sache zu sprechen,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so schreiben Sie einen Befehl an unsern Gouverneur Felizian Kosanovich. Da es meines Wissens kein Gespenst giebt, wohl aber von ihm resultierendes falsches Geld, so soll er über dieses Wunder nachsinnen und mir binnen dreißig Tagen seinen Bericht zukommen lassen. Dieser

Befehl möge ihm per Eilboten überbracht und für diese Zeit ihm Vollmacht und Jus gladii gegeben werden.“

Zu gleicher Zeit kamen in Lublau das Jus gladii-Dekretum an Kosanovich und die an den Krakauer Bischof gesendete Deputation an.

Der Bischof hatte ihnen wohl mündlich gesagt: „Glaubt mir, Kinder, wen einmal die Sichel des Todes abgemäht hat, der erwacht nicht mehr außer im Thale Josaphats.“ Aber er schickte trotzdem die versiegelte Einwilligung, daß man das Grab Michael Kaspereks öffnen und seine Gebeine, wenn es zur Beruhigung des Volkes diene, verbrennen dürfe.

Daraufhin herrschte in Lublau geschäftiges Leben und Treiben. Felizian Kosanovich ließ sogleich das Jus gladii austrommeln und so war denn von heut an der Gouverneur Herr über Leben und Tod.

Auf der Burg wurde die festliche, seidene Fahne aufgezogen, als ob der König selbst gegenwärtig wäre, und ein anderer Bote verkündete, daß binnen zwei Tagen alles falsche Geld auf die Kurie zu bringen sei und daß derjenige, bei dem man von nun an noch einen falschen Groschen fände, die Strenge des Gesetzes fühlen sollte.

Der Gouverneur zauderte nicht. Am andern Tage ließ er sogleich die Witwe Kaspereks vorladen.

Die schöne Frau hatte sich seit dem Begräbnis nicht mehr auf der Straße gezeigt, desto regeres Interesse aber nahm man in der Stadt an ihr.

Einige der Neugierigsten hätten den kleinen Finger darum gegeben, um zu wissen, wie sie jetzt aussehe, ob sie noch schön sei und die Rosen ihrer Wangen noch blühen, seit ein Gespenst sie pflückte.

Ein staunendes 'Ah' entschwebte aller Lippen, als sie, ihren schlanken Körper leicht nach vorn neigend, ein Lächeln auf ihren frischen Lippen, in ihren rauschenden, schwarzseidenen Röcken vor den Richtern erschien. Das kleine, kleidsame Polenjäckchen schloß sich so fest an ihren Leib, daß man das Heben und Senken ihres Busens beobachten konnte. Der Gouverneur vermochte seine Augen nicht von ihr zu wenden. Herr Hertely aber konnte nicht umhin, zu Pawlovsky zu bemerken:

„Canis mater! Wegen der lohnt es sich schon aus dem Grabe zurückzukommen. Was meinst du, Gevatter?"

Christof Pawlovsky war ein Mann von wenig Worten, er sann erst lange nach, bevor er antwortete:

„Alle Weiber sind Weiber, weiter nichts. Ich komme zu der meinigen nicht mehr zurück."

Kosanovich begann das Verhör.

„Weshalb gehen Sie in Trauer?"

„Weil mein Mann gestorben ist," entgegnete sie leise.

„So. Was ist denn das da für ein Mensch, den Sie in Ihrem Hause empfangen und der öfter die Nächte bei Ihnen zubringt?"

„Es ist mein Mann."

„Michael Kasperek?"

„Wenn er in der andern Welt keinen andern Namen erhalten hat, ja."

„Ist er ein Gespenst, ein Geist, ein Teufel oder ein wahrer aus Leib und Blut bestehender Mensch?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie leise, geheimnisvoll.

„Wie werden Sie es denn nicht wissen, Sie sind doch Mann und Frau? Sagen Sie nur so etwas nicht, Frau Kasperek. Sie plaudern doch miteinander und küssen sich auch. Ja oder nein?"

Frau Kasperek errötete bis an die Schläfe und bedeckte mit ihrem Spitzenschürzchen schamhaft zur Hälfte das Gesicht.

„Ja."

„Nun," fragte Kosanovich, „ist der Kuß so warm, wie der anderer Männer und ebenso wonnevoll?"

Entrüstet schüttelte Maria ihr Haupt, und ihren schönen, wogenden Haarmassen entströmte plötzlich ein frischer Veilchenduft, der sich langsam über den Saal verbreitete. „Mich hat noch nie ein anderer Mann geküßt."

Felizian Kosanovich (selbst erst 35 Jahre) stieg dieser dem weiblichen Körper und den Haaren entsteigende feine Duft, der den Richtertisch umschwebte, nicht wenig in die Nase, so daß er fast Lust empfand, aufzuspringen und die schöne Frau zu küssen — natürlich nur, um im Interesse der Allgemeinheit den Unterschied der Küsse festzustellen. Aber er bezwang sich und that es nicht.

„Maria Jablonska," sagte er beklommen, „wir

sind hier in Gottes und des Königs Namen versammelt, um dem Bösen auf die Spur zu kommen und die Wahrheit zu erforschen. Es verursacht uns kein Freude, Sie durch unsinniges Verhör zu quälen, auch wollen wir nicht dreisten Blicks durch die Vorhänge in das Heiligtum Ihres Hauses schauen, noch uns an Ihrem Erröten weiden, sondern die Überzeugung gewinnen, ob die besprochene Gestalt nur ein Phantom, eine Vision ist oder Ihnen auch über das Grab hinaus als Mann wahrhaft und in allem gilt."

Die junge Frau wendete ihr Köpfchen von den Richtern (denn der Pfarrer und zwei Abgesandte des Klosters saßen ebenfalls mit im Rate) ab und sagte kaum hörbar:

„In allem."

„Gestehen Sie dies unter dem Eide?"

„Ja, ich gestehe es eidlich," sagte sie mutiger werdend.

„Nehmen Sie dieses zu Protokoll," rief der Gouverneur zu einem der Beamten gewendet, dann setzte er das Verhör fort:

„Was sagt Ihr Mann, wie lange wird diese Wanderung über das Grab hinaus noch dauern?"

„Er befahl mir, ihn nie darüber zu befragen."

„Worüber sprechen Sie denn beide?"

„Über gleichgiltige Tagesereignisse."

„Wissen Sie nicht, ob er sich im Leben mit Zaubereien beschäftigte oder mit Hexen in Verbindung stand? Trug er ein Amulett oder sonst ein wunderbares Mittel, etwa Zauberkraut oder gedörrte Eidechse oder einen Ring unter dem Hemd?"

Maria schüttelte lächelnd ihr Haupt.

„Nein, nein, ich nahm nichts dergleichen wahr.“

Der Gouverneur blickte sie zweifelnd an. Er hielt unbedingt in den Zaubermitteln die Lösung für die Lublauer Gespenstergeschichte verborgen, was durchaus nicht zu verwundern war in einer Zeit, wo selbst die göttliche Themis sich nicht scheute, dem Besenstiel ernstlich mit dem Henkersbeil nachzulaufen.

Maria wollte sich zurückziehen.

„Noch eine Frage, Frau Kasperek. Wovon zahlt Ihr Gatte?“

„Ich glaube, er hat mit seinen Schuldnern gesprochen.“

„Sollte er keine andere Quelle haben? Es sind sehr viele falsche Gold- und Thalerstücke jetzt nach seinem Tode durch ihn in Umlauf gekommen.“

Frau Kasperek verzog spöttisch ihren kleinen, roten Mund.

„Wenn es nun in der andern Welt keine Münzpräge giebt? Im Katechismus steht wenigstens nichts davon.“

Pawlovsky konnte das nicht weiter dulden. Schau einer das Weibsbild, sie wird noch Mutwillen treiben.

„Wir sind nicht auf deine schönen Zähne neugierig, Tochter Evas,“ sagte er pathetisch, „sondern wollen wissen, wo das Faß mit dem Golde hinkam, welches dein Mann einem gewissen Michael Csernitzky aus Warschau gestohlen hat. Denn daß er der Schuldige war, ist nicht zu leugnen.“

Aber die Frau konnte oder wollte nichs von dem Fasse wissen.

Dann kamen wohl an vierzig verschiedene Zeugen, welche mit Kasperek nach seinem Tode noch in Verbindung standen. Der eine hatte ihn im Kirchhofsthor verschwinden sehen, der andre sich mit ihm auf dem Heuboden des Sattlermeisters Kovatsch getroffen. Wachtmeister Kosimirsky hatte er eine solche Ohrfeige gegeben, daß er gleich bis ans andere Ende der Straße flog. Martin Nayy hatte in der Nacht des vorigen Sonntags eisige Kälte seinen Körper durchströmen gefühlt, worauf er heftige Magenkrämpfe bekam. Er hatte im Dunkeln nichts sehen können, aber jedenfalls war es Kasperek, der ihn behext hatte.

All dieses wurde zu Protokoll genommen, obgleich es größtenteils Dummheiten oder Einbildungen waren.

Endlich zog sich eine Kommission zur Beratung in einen entfernten Winkel des Saales zurück, denn die Protokolle allein nützten doch nichts, es mußte auch gehandelt werden.

Nach dieser Beratung setzte man sich feierlich auf die Plätze zurück und nur der Pfarrer blieb stehen und sprach:

„Im Namen des Bischofs. Hiermit erlaube ich das Grab Michael Kasperek zu öffnen und übergebe die Leiche wieder den Händen des Königs. Amen."

Worauf Felizian Kosanovich seinen Kalpag aufsetzte und in der eingetretenen lautlosen Stille verkündigte:

„Im Namen des Königs! Ich ordne hiermit an, das Grab Michael Kaspereks zu öffnen und seine Leiche auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen.“

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich im Saale, der durch die Mäntel und den Atem der Zeugen von Pelz- und Branntweingeruch erfüllt war.

„Morgen wird die Exhumierung sein,“ fügte der Gouverneur zu dem Oberrichter gewendet hinzu.

„Morgen wird das Grab geöffnet!“ Diese große Neuigkeit sprang wie eine lebhafte, schwarze Katze auf die Straße hinaus. Alles freute sich. Dichte Gruppen bildeten sich vor den Thüren, auf der Gasse und unter den Bäumen. Graberöffnung! Welch großes Vergnügen. So was kann nur bei uns in Lublau passieren.

Als der Gouverneur nach Hause ging, begleitete ihn das Volk von der Kurie bis zur Burg mit Hurrarufen. Die Menschen sind doch zu allen Zeiten dieselben. Wie lächerlich! Während der schöne Mai mit seinem frischen Grün und duftenden Blüten die Luft mit balsamischem Wohlgeruch erfüllte, verursachte es ihnen größere Freude, daß ein dumpfes Grab aufgeschaufelt und ein vermorschter Sarg geöffnet würde, damit sie das Vergängliche in seiner ganzen Schrecklichkeit schauen könnten.

Schon um Mitternacht standen viele auf und umlagerten den Kirchhof, daß ihnen am Morgen ja nichts von der Sehenswürdigkeit entginge.

Gleich nach der Ratsversammlung war ein Scheiterhaufen auf dem Hauptplatze errichtet worden und Zimmerleute schlugen über Nacht Tribünen für die Amtspersonen und vornehmen Frauen der Stadt auf. Nur schade, daß die schönste, Maria Kasperek, nicht unter ihnen sein würde.

Drin in den Häusern brannte Licht bis zum Morgen. Ein Teil der Leute war vor Aufregung nicht schläfrig und hatte nur die Kinder, mit Kasperek drohend, in die Betten gescheucht. Der andere Teil aber fürchtete, daß jener die letzten Stunden seiner Macht, ehe er zu Staub und Asche zerfiel, noch zu losen Streichen benützen würde, und mochte darum nicht schlafen.

Aber die Nacht ging ohne Unfall vorüber, es geschah nicht das geringste.

Wie schwer war es heut, die Dämmerung zu erwarten, und wie lange glitzerten die langweiligen Sterne am Himmelsgewölbe! Langsam, fast zögernd brach endlich der Morgen an und dumpf begannen die Glocken von den Türmen zu läuten.

Das war das Zeichen, daß nun die Amtspersonen von der Kurie aufbrachen.

Zuerst bahnten zwei bewaffnete Soldaten in silberverschnürten Dreimastern den Weg durch die Menge, dann kamen vier Arbeiter mit Schaufeln. Vor dem Senat schritt Felizian Kosanovich, ihm zur Linken der Pfarrer und hinter ihnen ein Ministrant in rotem Chorhemd mit dem Turibulum. Zuletzt zogen zwei Zigeuner

einen alten Karren. Auf diesem sollte die Leiche nach dem Scheiterhaufen geschafft werden, um den wiederum mehrere Reihen berittener Soldaten einen Kordon gezogen hatten.

Auf dem Kirchhof angelangt, zogen die Arbeiter zuerst das Kreuz heraus, dann begannen sie ihr Werk.

Wenige Spatenstiche und der nußbraune Sarg kam noch völlig unversehrt zum Vorschein, lag er doch erst neun Wochen in der Erde.

„Erbrechen Sie den Deckel, Totengräber," befahl der Gouverneur, und alle Köpfe reckten sich neugierig empor. Der alte Mann schlug an drei, vier Stellen mit dem Hammer auf das zwischengestemmte Eisen, bis endlich der Deckel polternd aufsprang.

„Ah, oh," wogte es murmelnd von den Lippen der Überraschten, und die Näherstehenden sagten es den Ferneren und so flog die Nachricht durch die dichten Reihen bis zum Hauptplatz hinan.

„Ah, oh, er ist drin!"

Da lag wirklich Kasperek ruhig und unbeweglich zwischen seinen engen vier Brettern, als ob er nur schliefe. Er hatte seinen roten Kalpag auf dem Haupte, den blauen Mantel und die gelben Stiefeln an, wie man ihn begraben hatte. Selbst sein Gesicht war fast völlig frisch.

Der Gouverneur sagte gleichgiltig:

„Das ist zweifellos sein Leib. Schauen Sie ihn an, meine Herren, und konstatieren Sie es amtlich."

Man neigte sich hernieder und prüfte die neuen Sohlen der Stiefeln.

„Kein Schmutz, keine Abnützung ist zu bemerken.“

„Unbegreiflich.“

„Wunderbar,“ bemerkte Pawlovsky, „er ist dicker geworden.“

„Das finde ich nicht,“ sagte Szalgovize.

„Was, sind Sie denn blind? Er hat ja fast ein Doppelkinn angesetzt. Noch einmal so dick ist er geworden.“

Man beschaute ihn von neuem und gab Pawlovsky recht, denn er war ein kluger, erfahrener Mann. Nun sah jeder, daß Kasperek nach dem Tode dicker geworden war, und auch diese Nachricht flog, natürlich wie eine Lawine sich vergrößernd, zum Hauptplatz hinaus.

Dort sprach man schon von dem Haarbüschel, welches der Tote statt des Kruzifixes in der Hand hatte.

„Was, meinen Bart?“ schrie der Heiduk des Starosten wütend, „na warte nur, Sohn Belzebubs.“

Und schnell verhandelte er mit dem städtischen Trommler, daß er ihn an seiner Statt den Scheiterhaufen anzünden lasse, was dieser herzlich gern zugab.

Jetzt tönte Geräusch von fernher und die Gassenkinder begannen Vivat zu schreien. Der Karren mit dem Sarge, von zwei Soldaten begleitet, näherte sich. Der Gouverneur und die Amtspersonen nahmen vis-a-vis dem Scheiterhaufen Platz.

Der Henker von Kaschau, der in derselben Nacht angekommen war, stand in seinem scharlachroten Gewand dienstbereit, auf die Befehle des Gouverneurs wartend. Dieser winkte ihm.

„Nehmt die Leiche und verfahrt damit unserer Ordre gemäß.“

Der Sarg wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt und der Heiduk zündete an.

Das ungewöhnliche Schauspiel fesselte aller Aufmerksamkeit und ließ die nimmermüden Zungen ruhen. Tiefe Stille herrschte, nur die Flammen leckten mit ihren blauen Züngelchen, anfangs leise knisternd, später blutrot, krachend und brausend an dem trockenen Holze empor. Wenn eines der unteren Scheite verbrannt zusammenfiel, wankte der ganze Bau und senkte sich mit Getöse immer niedriger. Der schreckliche Sarg auf der Spitze schaukelte und bewegte sich, als wollte er herabspringen, bis ihn endlich eine vom Winde emporgetriebene Flamme erfaßte und gierig zu verzehren begann. Es war grausig anzuschauen. Die glühenden Scheite leuchteten gespensterhaft, und zahllose Funken sprühten gleich feurigen Blicken umher. Nur der Rauch stieg ruhig zu den Häusern, ja bis zum Turm empor, in dessen Fenstern Tauben saßen und zu beraten schienen, was wohl die bevorzugten Wesen der Schöpfung da unten heut kluges vor hatten, da sie sich in so großer Zahl versammelten.

„Nun brennt er!“ rief triumphierend die Menge. Wirklich verwandelte sich der schöne blaue Rauch in schmutziges Gelbbraun, ein un-

angenehmer Fettgeruch machte sich bemerkbar und man hörte das Kreischen des brennenden Körpers. Die Bretter des Sarges löften sich und fielen auseinander, im Augenblick hatte sie das Feuer verzehrt. Einige wollten Kasperek's Kopf, andere den Fuß oder den roten Kalpag noch gesehen haben. Die Einbildung macht viel. Aber wie dem auch sei, es war nun alles zu Ende, das Feuer fand keine Nahrung mehr und der Scheiterhaufen fiel zusammen.

Der Gouverneur erhob sich und sagte wohlgelaunt:

„Nun, den hätten wir jetzt besorgt und aufgehoben."

In diesem Augenblick aber entstand ein großer Tumult, Schreckensrufe wurden laut und viele aus der Menge zeigten auf die Scheune des Oberrichters.

Der Gouverneur blickte ebenfalls dahin und wurde so weiß wie die Wand.

Dort saß zwischen andern Neugierigen Michael Kasperek in seinem blauen Dolman, dem roten Kalpag und den gelben Stiefeln und schaute spöttisch die Zähne fletschend seiner eigenen Verbrennung zu.

Der Gouverneur sprang zu einem der Bewaffneten und schrie: „Schieß auf ihn!"

Doch dieser entsetzte sich so, daß er taumelte und die Muskete in seiner Hand zitterte.

„Gieb her, du Maulaffe," rief der Gouverneur, riß ihm die Muskete aus der Hand und schoß.

„Er ist getroffen!" schrie es von nah und

fern. Man konnte sehen, wenigstens schien es so, daß Kasperek wie eine tote Krähe vom Dache herabkollerte, aber es war auch möglich, daß er sich selbst nach Katzenart herabließ. All das war das Werk eines Augenblickes; in der nächsten Minute verschwand er in dem Obstgarten auf der andern Seite des Hauses und bald darauf sahen ihn Augenzeugen weit von hier, die äußerste Straße auf seinem weißen Pferde dahinsprengen. Das linke Bein war mit Blut besudelt und auch das Dach zeigte, wo er sich herabließ, eine blutige Spur.

„Ohne Zweifel hat Kosanovichs Kugel sein Bein getroffen," sagte einer, „aber was will das sagen, es ist nur schade um das Pulver, denn wenn ihn auch hundert Kugeln durchbohren, bleiben wir doch, wo wir bis jetzt waren."

„Was nützte seine Verbrennung?" philosophierte ein anderer; „nichts. Wer einen Wolf barbiert, verliert nur Wasser und Seife, und auch wir haben Zeit und Geld verloren und Kasperek blieb."

Einen Erfolg hatte es aber doch, man wußte nun, daß er kein Geist, kein Schatten, kein bloßes Phantom war, denn es floß Blut, wenn dies nicht auch etwa durch Gaukelei hervorgebracht worden.

Trotzdessen aber herrschte tiefe Niedergeschlagenheit in der Stadt. Kosanovich schickte durch Eilboten einen Bericht über diese Dinge an den König, der mit den Worten schloß: „Wir kämpften gegen die Wunder der Natur, Majestät, wurden aber besiegt."

Die Einwohner murrten gegen den Magistrat, daß er die Leiche Kaspereks verbrennen ließ, da dieser sicherlich nun schreckliche Rache nehmen würde. Und er kam und ging geheimnisvoll nach wie vor und verbreitete nicht nur in der Stadt, sondern nun auch in den ferneren Dörfern falsches Geld, indem er bald Pferde, bald Kühe kaufte, meistens aber durch einfaches Geldwechseln die unwissenden Bauern betrog. Aus der Umgegend brachte man die falschen Goldstücke nach Lublau zu Kosanovich, der zu seiner Verzweiflung nichts mehr in der Sache zu thun vermochte.

In dieser Ratlosigkeit trat Pawlovsky zum Gouverneur und sagte:

„Ich habe Kasperek betreffend noch einen Gedanken."

„Ich nicht mehr," seufzte Kosanovich, „nun, was denken Sie?"

„Hundebiß heilt man mit Hundehaaren."

„Das ist ein altes Sprichwort. Was meinen Sie damit?"

„Hexereien muß man mit Hexen vertreiben."

„Das kann schon sein," sagte Kosanovich zerstreut.

„Bei der Saroser Burg," fuhr Pawlovsky fort, „wohnt in einer kleinen Hütte die in Zauberkünsten wohlerfahrene Panna Pirityi und ich glaube, Herr Gouverneur, sie könnte uns raten."

„So gehen Sie doch zu ihr."

Weiter hatte Pawlovsky nichts erwartet und er machte sich am andern Tage sogleich mit Herrn Hertely auf den Weg zu der Waldhütte,

in der die alte Panna mit ihrer hübschen Enkelin Röschen wohnte.

Das Weiblein stand vor der Thür und rief ihnen freundlich zu:

„Ihr kommt gerade recht. Ich backe eben die Mehlspeis' für euch; eßt davon, Kinderchen. Kapitän Christof, langt zu, Ihr seid der ältere."

Die Lublauer Herren sahen sich staunend an.

„Ich wußte, daß ihr kamt, denn die Katze lag quer auf der Schwelle."

„Wir haben etwas mit dir zu besprechen."

„Ich weiß, Kinderchen, ich weiß. Kommt nur dahin, wo sich die drei verwandelten Blumen treffen.*) Ihr sucht mich wegen Kasperek auf."

„Wenn du alles weißt, brauchen wir dir nicht erst etwas zu sagen."

„Das stimmt. Ihr wollt gern haben, daß der Kasperek nicht mehr zurückkommt, da die Verbrennung nichts genützt hat."

„So ist es, und wenn du uns einen guten Rat giebst, werden wir nicht undankbar sein."

„Hundert Thaler könnt ihr meiner Enkelin geben und zwei schöne Kühe aus der städtischen Herde, wenn sie heiratet."

„Wir versprechen es."

Daraufhin zündete die alte Panna in einer Eisenpfanne auf dem Herde eine Art Spiritus an, dessen blaue Flammen hoch hinauf züngelten, murmelte einige Worte darüber und setzte sich wieder zu den Gästen an den Tisch.

*) Zum Tisch. Wein vom Weinstock, Mehlspeise vom Getreide und Tischtuch vom Flachs.

„Nun hört, Kinderchen; wenn ihr wollt, daß Kasperek nicht mehr aus der andern Welt zurückkommen soll, müßt ihr zuerst die Ursache dazu entfernen. Wenn man den Vogel nicht unter dem Dach haben will, muß man das Nest zerstören. Dies sagt mir mein Patron, der Teufel Libial, den ich in den Flammen der Pfanne eben zitierte. Zu wem geht Kasperek? Zu seiner Frau, und diese muß man verjagen."

„Die schöne Frau?" stotterte Herr Hertely.

Die tausend Runzeln in dem Gesicht des alten Weibes begannen wie gejagt, eine hier hin, eine dorthin durcheinander zu laufen, als sie lächelnd sagte:

„Was weißt du, Kindchen, ob sie schön ist. Man muß jede Frau sehen, wenn sie früh aufsteht."

„Sie ist doch aber unschuldig," entgegnete der Senator.

„Was weißt du? Ich sage, schafft euch zuerst die Frau vom Halse, den Kasperek nehme ich dann auf mich. Verstanden? Ihr könnt nun gehen."

Pawlovsky nickte mit dem Kopfe und ging. Die wichtige Nachricht wurde nun sogleich dem Gouverneur referiert, daß, wenn der Vogel nicht mehr unter das Dach zurückkehren solle, das Nest zerstört werden müsse; die Frau demnach fortzujagen sei.

Doch Kosanovich entzog sich dem Entscheide.

„Hm, darin liegt etwas. Wenn ich zurückkomme, werden wir darüber nachdenken."

Er beabsichtigte nach Krakau zum König zu reisen, dessen Günstling er war.

Im Vorzimmer Seiner Majestät traf er mit dem Polizeihauptmann Nowogradsky zusammen.

„Guten Tag, Freundchen,“ rief dieser lustig. „Wie weit sind wir denn mit dem Lublauer falschen Gelde, Freundchen? Haben Sie etwas herausbekommen, Freundchen?“

Kosanovich schüttelte den Kopf.

„Das Geld ist nicht bei uns geprägt worden.“

„So?“ sagte der Hauptmann mißmutig, „das kann sehr unangenehm für dich werden, denn das Geld ist doch da, nur die Spur fehlt, woher es kam.“

„Das heißt ...“

„Ich weiß, das Gespenst, freilich das Gespenst,“ warf er, spöttisch lächelnd und das Freundchen weglassend, dazwischen.

„Das kommt nur soweit in Frage,“ antwortete Kosanovich, „als er bei Lebzeiten das Faß mit dem Golde gestohlen hat, in welchem sich allem Anschein nach das falsche Geld befand. Diesen Verdacht will ich jetzt Seiner Majestät vortragen und es würde gewiß nicht schaden, benannten Csernitzky der Aufmerksamkeit der Polizei zu übergeben.“

Jetzt ließ Graf Nowogradsky auch das ‘du’ fallen und schlug seinen gewohnten schnarrenden Ton an.

„Oho! Sie sind eine naive Seele, mein lieber, kleiner Gouverneur. Ich habe mir das selbst gedacht, denn ich habe auch eine Nase und

verstehe etwas vom Geschäft; aber ich dachte es nur so lange, bis mich der Klang des ersten falschen Thalers eines andern belehrte, denn ich habe auch Ohren. Betrachten wir uns die Sache einmal von nahem. Kasperek stahl, der Klage gemäß, nur ein mit Gold gefülltes Faß. Woher kommen denn nun die falschen Thaler, kleines Gouverneurchen?"

„Das ist der einzige dunkle Punkt und doch ist dort die Ursache zu suchen."

„Gut, gut," lachte der Polizeihauptmann trocken, „ich werde es thun. Noch heut soll mein geschicktester Detektiv, der berühmte Jakob Strang, nach Warschau gehen. Er hat Argusaugen, der verteufelte Kerl, und ich sage Ihnen auf Ehre, daß er uns auslachen wird; aber es ist gleich, ich thue es und werde mir die Genugthuung gönnen, den Bericht Ihnen zuzusenden."

Damit war das Gespräch zu Ende, denn der Gardeoffizier rief Kosanovich zum König.

Unterthänigst erzählte er Seiner Majestät von dem falschen Gelde, von Kaspereks Verbrennung und von allen übrigen Vorkommnissen, bis zu dem letzten Entschluß des Senats.

Der König hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich komme, um Ihre Erlaubnis zur Enthauptung Frau Kaspereks nachzusuchen."

„Ist sie jung?"

„Ungefähr 26 Jahre."

„Und hübsch?" fragte der König, welcher kein Verächter weiblicher Schönheit war.

„Sie ist sehr, sehr schön."

„Schade um sie."

„Aber die Ruhe einer ganzen Stadt . . ."

„Eh, lassen Sie mich in Frieden, Kosanovich," fuhr er ungeduldig empor.

Kosanovich verstummte demütig, während der König lange Zeit schweigend in seinem Stuhle saß. Endlich fragte er:

„Worauf warten Sie denn noch?"

„Auf den Befehl Ihrer Majestät."

„Sie sind recht einfältig, Kosanovich, bringen Sie doch die schöne Frau in ein Kloster, wo das Gespenst zufällig nicht hinfindet . . . und . . ." fügte er lachend hinzu, . . . „wo aber der König zufällig hinfinden kann."

So geschah es auch. — Eines Abends hielt ein vierspänniger, leichter Wagen vor Kaspereks Hause, und der Kutscher, der stumme Andreas Bobrik aus Obgarten, denn nur einen Stummen konnte man brauchen, klopfte an die Thür.

Als Anna, die Magd, öffnete, packten sie Soldaten und sperrten sie in die Holzkammer, worauf sie in das Zimmer Frau Kasperecks stürmten und sie so, wie sie war, im Unterrock, denn es war Zeit zum Schlafengehen, auf den Wagen schleppen wollten.

Das arme, erschrockene Geschöpf widerstrebte nicht lange, da es doch unnütz gewesen wäre, und bat nur ein anständiges Kleid anziehen zu dürfen und ihr zu sagen, wohin es gehe.

Aber die Soldaten zuckten die Achseln:

„Wer soll das wissen."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, doch ging sie festen Schrittes hinaus und setzte sich auf den Wagen. Erst als sie draußen war, schien ihr ein Gedanke zu kommen.

„Lassen Sie mich doch noch einmal herunter. Ich habe drin etwas vergessen."

Die Soldaten zögerten, doch ihre Stimme war so zu Herzen gehend, daß sie nicht widerstehen konnten. Leichtfüßig sprang sie vom Wagen und holte, von einem Soldaten begleitet, einen Rucksack, den sie um die Schultern hing. Was mochte darin sein? Eine Wegzehrung gewiß nicht.

Alles war gut angeordnet. Niemand merkte etwas. Die ganze Stadt schlief und selbst die Hunde bellten nicht. Die Soldaten bestiegen ihre Pferde, Andreas zog die Zügel an und fort flogen die vier Braunen, wie der Wind, Gott weiß wohin.

Außerhalb der Stadt richtete Frau Kasperek ein paar gleichgiltige Worte an den Kutscher. Dieser wendete sich lächelnd um und stieß einige unartikulierte Laute dabei aus.

Maria trocknete die Thränen aus den Augen, nun wußte sie, daß man sie nicht umbringen, sondern nur weit fort führen wollte, wo sie niemand mehr zu finden vermochte.

Dann lächelte sie.

O arme Stadträte! Ihr kämpftet nur gegen den Teufel, dachtet aber nicht, daß eine Frau mit im Spiele sei.

In dem ersten Dorfe griff Maria mit ihren kleinen Händen in den Rucksack und entnahm

ihm drei Goldstücke, welche sie nacheinander, eins am Anfange, eins in der Mitte, und eins am Ende des Dorfes, durch den durchlöcherten Wagenkasten gleiten ließ.

So kamen sie durch viele Dörfer und Maria mußte gar oft in den Rucksack greifen. Endlich nach Mitternacht hielt der Wagen vor einem großen steinernen Hause, vor welchem Wachposten standen.

Die beiden Reiter sprangen ab.

„Ist alles bereit?“ fragte der eine.

„Ja, alles,“ entgegnete der Posten.

Sogleich wurden frische Pferde vorgespannt und zwei neue Reiter begleiteten den davonsausenden Wagen. Diese wußten nun weder, wo die Fahrt hinging, noch wo die Frau herkam. Nur der stumme Kutscher blieb.

Manchmal blitzte etwas im Dunkeln. Vielleicht gaben die Hufe Funken, oder ein Goldstück rollte wieder in den Staub der Straße.

In alten Märchen streute man Getreidekörner oder Brotkrümchen, doch die Vögel aßen sie, Frau Kasepreks Gold wurde aufgefunden, aber gegessen konnte es nicht werden.

Sie streute und streute. Ach wenn es nur langen möchte!

Gegen Morgen warteten an einem felsigen Berge ein neuer Wagen und Kutscher auf Frau Kasperek. Der Stumme durfte zurückkehren. Auch er sollte nicht alles wissen. Nun ging der Weg wohl an zwei Stunden durch einen dichten Wald. Keine Stimme, kein Geräusch war zu vernehmen, nur Bächlein rauschten leise, und

durch die Farren und das hohe Meergras schlüpften behende Schlangen und Eidechsen.

Endlich zeigte sich auf einer Lichtung ein altes, düsteres Gebäude von Steinmauern umgeben, mit einem halb verfallenen Turm. Das war das Kloster von Boslazna.

Kreischend öffnete sich das schwere, eisenbeschlagene Thor, und mit ebenso großem Geräusch schloß es sich wieder hinter dem hereinpolternden Wagen.

Nun waren die Kaspereks wirklich getrennt. Der eine war gestorben, konnte aber sein Grab verlassen, das andere lebte und konnte es nicht verlassen.

* * *

Der Magistrat der Stadt vollbrachte ein wahres Wunder. Kaum graute der Morgen, als hunderte von Arbeitern mit Hacken und Äxten vor KasEpereks Hause erschienen, um es niederzureißen. Zu Mittag stand das verwünschte Gebäude schon nicht mehr da, und abends war selbst der Schutt, den man in Mistwagen hinaus auf die Feldwege fuhr, schon beseitigt. Am andern Morgen wurde der Grund umgeackert und Hirse hingesät.

„Nun kann der Kasperek kommen und sein warmes Nest suchen,“ jubelten sie, „wenn nur die Hirse dann schon grünen möchte.“

Und er kam auch. Nur schade, daß man das Erstaunen der teuflischen Seele nicht sehen konnte, als sie nichts mehr fand. Wie mochte

er die Augen wischen, glaubend, ein Blendwerk zu schauen, und wie mit den Zähnen knirschen, wenn er an Stelle seines Hauses Ackerland entstanden sah. Aber diesen Genuß hatte niemand. Nur Matyas Matuska, sein Nachbar zur rechten, wurde in der Nacht, als er schon eine gute Weile schlief, durch Schläge an das Fenster geweckt. Er stand auf und öffnete, aber ein kalter Schauer durchfuhr ihn, als er Kasperek vor sich sah.

„Wo ist denn mein Hühnerstall hin?" heulte er schauerlich, auf die leere Stelle deutend.

Matyas schlug ein Kreuz und sagte zähneklappernd:

„Die Obrigkeit hat es niederreißen lassen."

In Kasպereks Augen brannte eine höllische, grüne Flamme.

„Wo ist aber die Henne hingekommen?" fragte er mit erstickter Stimme.

„Sie ist fortgeführt, verschwunden."

Er zuckte zusammen, dann spuckte er Matuska ins Angesicht und ging hinkend, wie Matyas am andern Tage bekannte, zu seinem Pferde zurück.

Drohend erhob er die Faust: „Wenn ihr die Henne wegführtet, komme an ihrer Stelle der Hahn."

Und er kam mit seinem roten Kamm und den mächtigen, flammenden Flügeln; er kam um ganz Lublau zu verzehren, damit alles zu Ackerland werde.

An zwei Stellen begann die Stadt die Nacht zu brennen.

Die geschädigten Bürger schimpften nun wieder auf den Magistrat.

Er war schuld, was kümmerte er sich um überirdische Dinge. Aus der Wohnung jenseits des Grabes warf man ihn heraus und die Wohnung diesseits des Grabes machte man der Erde gleich. Irgend wo aber mußte doch auch die verdammte Seele sein können. Wo mochte er sich jetzt aufhalten?

Man sah ihn noch einige Zeit in den benachbarten Dörfern und brachte die Nachricht nach Lublau. Aber er trug nicht mehr seinen gewohnten Anzug, in welchem er begraben wurde, sondern einen einfachen schwarzen Samtdolman, hohe Kavalierstiefeln und einen schwarzen Hut. Er sah wie ein königlicher Beamter aus.

Immer mehr verlor man ihn aus den Augen, und nur ab und zu trafen einige sagenhafte Nachrichten ein, die aber vielleicht garnicht mit Kasperek zusammenhingen.

Ein Herr ging in der Gegend umher, erzählte man, der überall ausrufen lasse:

„Jeder, der falsches Geld eingenommen habe, möge es zum Gemeindehause bringen und es sich durch den Beamten des Königs in gutes Gold oder Silber umwechseln lassen, denn Seine Majestät wünscht nicht, daß die armen Leute zu Schaden kommen."

Wirklich wechselte der Beamte alles falsche Geld ein und sagte dabei:

„Von wem habt Ihr es? Wo wurde es gefunden?"

„Auf dem Wege nach Litmanova an der alten Brücke."

„Gut, mein Sohn.“

Natürlich machte sich der Königliche gleich auf nach Litmanova und so führte und lockte ihn das falsche Geld von Dorf zu Dorf, bis er sich endlich vor dem Boslaznaer Kloster fand.

Tiefe Stille herrschte ringsumher, nur die riesigen Eichen rauschten und flüsterten.

* * *

Am frühen Morgen desselben Tages schlug der Klopfer an die Thür des Klosters.

Der etwas schwerfällige Pförtner öffnete den Schieber und erblickte zwei Jäger in steirischer Tracht mit Kniehosen und kurzen Strümpfen, den Stutzen auf dem Rücken und den Auerhahnfedern-geschmückten Hut auf dem Kopf.

Der Pförtner durfte ohne Erlaubnis der Priorin keinen Fremden einlassen, sondern mußte erst zwei Fragen an ihn richten und dann die hohe Frau benachrichtigen.

Er legte daher seinen Mund an die Öffnung und sagte:

„Wer seid Ihr?“

„Kennst du mich nicht?“ entgegnete der Fremde.

Der Pförtner räusperte sich, dann sagte er gemütlich:

„Beinahe ist mir so, als hätte ich Ihre Physiognomie schon irgendwo gesehen.“

„Auf dem Gelde,“ flüsterte die vorige Stimme wieder.

Verzweifelt schlug sich der Pförtner vor die Stirn und öffnete mit zitternden Händen das Thor.

„Befehlen Sie, Majestät.“

„Pst. Führen Sie uns zur Priorin.“

Der König, welcher oft in den Boslaznaer Wäldern jagte, hatte sich heut mit Nowogradsky von seiner Jagdgesellschaft getrennt, indem er erklärte, daß man ihn zum Mittagessen nicht zu erwarten brauche.

Die Priorin, die feine, leichtlebige Gräfin Hanna Straden (die Seele der Krakauer Gesellschaft im vorigen Jahrhundert), war über den Besuch des Königs hoch erfreut.

„Ich bin gekommen, Gräfin, um mit Ihnen zu frühstücken, während die andern das Wild morden.“

„Majestät sind sehr gnädig,“ sagte Gräfin Hanna, sich tief verneigend, „und es thut mir wohl, daß auf mich, die ich die Welt verließ, noch in den alten Tagen ein Strahl der höchsten irdischen Gnaden fällt.“

Der umsichtige Nowogradsky flüsterte der Priorin vertraulich zu, daß Seine Majestät Frau Kasperek zu sehen wünsche und es daher am angebrachtesten sei, die interessante Frauensperson bei Tisch bedienen zu lassen.

Es war ein drückend heißer Tag; der König verlangte im Klostergarten unter dem kühlen Schatten der Bäume in dem elegant ausgestatteten Zelt der Gräfin Hanna zu frühstücken.

Das Essen schmeckte ihm vorzüglich. (Durch das große Stradensche Vermögen konnte auf einen guten Keller und Mundvorräte gehalten

werden.) Und nun noch die Bedienung! Der König war ganz betäubt vom Schauen.

„Welcher Hals!" flüsterte Nowogradsky bedeutungsvoll dem Könige zu. Dieser erhob sein Glas und stieß mit der Priorin an, seine Augen glänzten, dann sagte er leise zu dem Hauptmann:

„Ich gebe eine Meile meines Besitztums darum, noch eine Spanne mehr davon zu sehen."

In diesem Augenblick erklangen heftige Schläge gegen die Klosterpforte. Die Priorin, die ohnedies bemerkte, daß sie überflüssig sei, bat taktvoll, sich auf einige Augenblicke entfernen zu dürfen, um zu sehen, was es gebe.

Nowogradsky antwortete lächelnd auf des Königs Ergießungen:

„Das Reich Ihrer Majestät ist ganz gewiß groß und weit genug, aber um eine Feldblume einzupflanzen, braucht man keine Meile, sondern nur einen kleinen Blumennapf."

Aber der König antwortete nicht, er eilte die Gelegenheit zu benützen und sagte zu der schönen Frau:

„Sie sind also die berühmte Kasperek?"

Die Frau wurde rot wie eine Flamme bis an die Wurzeln ihrer Ohren. Sie glaubte, man verhöhne sie. Nun aber richtete sie ihren schlanken Leib hoch und stolz auf und sagte herausfordernd:

„Die bin ich, wenn Sie es eben wissen wollen. Was dann?"

Der König kam durch diese ungewohnte Art in Verwirrung.

„Sie gefallen mir, schöne Frau," sagte er.

Frau Kasperek blickte ihn verächtlich von oben bis unten an.

„Aber Sie mir gar nicht. Schämen Sie sich nicht, daß ein erwachsener Mensch an einem solchen Orte so etwas spricht?“

Unwillkürlich rief Nowogradsky:

„Hüte deine Worte, du sprichst mit dem Könige, Unglückliche.“

Frau Kasperek blickte ihn mit ihren rätselhaften, träumerischen Augen prüfend an, lachte dann und sagte, mit den Fingern schnippend:

„Das macht euch wohl alle närrisch, mich nicht.“

Dann begann sie gleichgiltig die goldnen und silbernen Schüsseln und Teller vom Tische zu räumen.

Gräfin Hanna kehrte zurück.

„Hat man uns gesucht, Gräfin?“ fragte der König.

„Ich glaube nicht. Aber es bittet jemand in des Königs Namen um Einlaß.“

„In meinem Namen? Ich bin ja hier und habe keinerlei Befehl gegeben. Gehen Sie, Nowogradsky, und schauen Sie nach.“

Der Polizeihauptmann eilte zum Thore.

„Tausend Donner! Teufelskerl, Strang, sind Sie es!“ rief der Hauptmann überrascht, als ein winziges Männchen mit einem leibhaftigen Hasenköpfchen und kleinen, tiefliegenden schwarzen Augen sich zur Thür hereinschob.

„Die Spur führte mich hierher, gnädiger Herr.“

„Aber ich schickte Euch doch nach Warschau, den Weinhändler zu studieren. Warum stöbert Ihr hier herum und seid nicht dort?“

„Ich werde es Ihnen gleich berichten."

„Nun, so sprechen Sie schnell. Haben Sie etwas gefunden?"

„Nichts, oder wenigstens nicht viel. Csernitzky ist ein verdächtiger Mensch. Ich habe seine Vergangenheit aufgestöbert. Schon von Kindheit an steckt schlechtes Blut in ihm, und lose Streiche und Liebeshändel konnte man ihm in Menge nachsagen."

„Uns auch, lieber Strang," sagte der Graf ruhig.

„Mit 16 Jahren verliebte er sich in eine Tänzerin und floh mit ihr nach Mailand, wobei des Vaters Brieftasche ebenfalls verschwand. Dort trat er zuerst als Clown, später als Kunstreiter auf, bis sich Miß Rolly in einen Marquis verliebte und ihn verließ."

„Alltägliche Geschichte," sagte Nowogradsky gähnend.

„Übrigens fiel der Apfel nicht weit vom Baume," fuhr der Detektiv fort. „Der Vater taugte nicht viel, und die Mutter unterhielt ein allbekanntes Verhältnis mit einem Lublauer Weinkaufmann, Namens Kasperek."

„Hm!" machte der Hauptmann. „Und dann, lieber Strang?"

„Der Sohn kehrte von Mailand nach Hause zurück und verliebte sich sterblich in eine gewisse Maria Jablonska."

„Teufel!" rief der Graf lebhaft, „fahren Sie fort, Strang."

„Der Alte erlaubte aber die Verbindung nicht, sie kamen deshalb zu Streit und er hätte

ihn ermordet, wenn eine Magd nicht dazwischen getreten wäre."

„Wie sieht denn der Bursch aus?"

„Hoch, breitschultrig, stattlich, rot und gesund. Es ist ein schöner 30jähriger Mann. Auf dem linken Bein hinkt er."

„Verheiratet?"

„Ja, er hat sich mit dem Vater ausgesöhnt und nach dessen Wunsch eine Frau gewählt."

„Was wurde aus der Jablonska Maria?"

„Die nahm sich den Sohn jenes Kasperek, von dem ich vorher sprach."

„Gut, gut," warf der Polizeihauptmann dazwischen, „aber von dem falschen Gelde sehe ich in all diesen Spuren noch nichts."

„Ich auch nicht, aber aus nichts wird etwas. Bitte, hören Sie mich weiter. Nachdem ich dieses herausgebracht, begann ich ihn selbst zu beobachten. Um den Weinhandel kümmerte er sich kaum, das Geschäft ging schlecht und doch verschwendete er unglaubliche Summen. Sein Lebenswandel war geheimnisvoll; bald verschwand er, bald war er wieder da, ohne daß man wußte, wo er sich aufhielt. Ich achtete auf die Umgebung des Hauses, befreundete mich mit den Dienstboten und sah mir jedes Geldstück an, das aus dem Hause kam, aber alles war echt."

„Freilich, ich sagte es ja gleich dem Dummkopf Kosanovich."

„Aber das war noch nicht genug. Einem meiner Leute gab ich den Auftrag, ihm überall wie der Schatten, besonders bei seinen Ausflügen,

zu folgen. Der ungeschickte Bursch begleitete ihn auch, verlor ihn aber hier in der Gegend aus den Augen. Mißmutig kehrte er zurück, brachte aber die wichtige Nachricht, daß man in den Dörfern, durch die er ging, falsches Geld gefunden habe. Es mußte also ein großer Transport davon fortgeschafft worden sein, wobei das Gefäß oder der Sack unterwegs ein Loch bekommen hatte. Nun, Strang, das ist etwas für dich, dachte ich. Nun gilt es keine Minute zu versäumen. Ich machte mich mit meinen Leuten auf den Weg, fand die Spur von Dorf zu Dorf und bin nun hier."

„Woher wußten Sie, daß Sie mich hier finden?"

„Ich hatte keine Ahnung."

„Weshalb kommen Sie da her?"

„Um das Kloster zu durchsuchen."

„Das Kloster?" stotterte der Hauptmann.

„Ja, denn ohne Zweifel ist der Geldtransport hierher gekommen." Der Polizeihauptmann beugte sich zu Strangs Ohr.

„Pst. Sprechen Sie leiser. Der König ist hier. Wir müssen alles sein lassen. Von fern werden wir das Kloster dann beobachten."

Wieder erklang der Klopfer laut und ungeduldig. Klipp, klapp.

„Entsetzlich, schon wieder stört man uns. Was ist das für ein verwünschtes Kloster!"

Strangs kleine Augen glühten wie Johanniskäfer.

„Daraus entwickelt sich etwas, gewiß entwickelt sich etwas."

Wieder dröhnten die Schläge, als wollte man das Thor niederreißen.

„Schauen Sie nur nach, was der alte Pförtner macht, daß er nicht öffnet. Leben Sie wohl, Strang. Seien Sie klug und taktvoll. Ich kehre jetzt zu Seiner Majestät zurück.“

Strang ging zum Pförtner; der hatte aber guten Grund nicht zu öffnen, denn die von des Königs Tische übrigen Weine waren alle zu ihm geraten und hatten ihn von den Beinen gebracht. Strang sah, daß es am besten wäre, die Kapuze und die Schlüssel zu nehmen, den Rest der Überreste auszutrinken und mit dem Fremden zu verhandeln.

Er schlürfte, nach Möglichkeit des Alten Gang nachahmend, hinaus und öffnete ein wenig die Thür. Ein hoher, stolzer Mann, sein weißes Pferd am Zügel haltend, stand vor ihm. Strang erkannte ihn sofort und sein Herz klopfte fast hörbar.

„Was willst du, lieber Bruder im Herrn?“ fragte er demütig mit verstellter Stimme.

„Ich möchte ein kluges Wort mit dir sprechen.“

„Meine Ohren sind geöffnet,“ entgegnete der Pseudo-Pförtner gleichgiltig.

„Hat man vergangene Woche eine Frau hierher gebracht?“

„Wen, was? Ich verstehe nicht.“

„Du hörst wohl nicht, weil bloß deine Ohren geöffnet sind, mache auch deine Hände auf.“

Der Pförtner schnitt ein einfältiges Gesicht und öffnete die Hände, die der Fremde mit Goldstücken füllte und zwar mit jenen falschen,

die er unterwegs eingelöst hatte. Für den Mönch waren sie gut genug.

Strangs Augen leuchteten vor Freude, als er verstohlen auf das Geld blickte.

„Ich sehe, du bist auf gutem Wege, Bruder. Ich möchte dir auch helfen, doch weiß ich selber nichts, denn ich öffne heut nur aushilfsweise die Pforte. Aber warte ein wenig, du sollst gleich Aufklärung erhalten.“

Er griff in seine Brusttasche, zog ein kleines Pfeifchen hervor und pfiff.

In demselben Moment wurde es in den Gebüschen lebendig und drei wohlbewaffnete Polizisten stürmten hervor.

„Du bist in die Schlinge geraten, Michael Csernitzky,“ rief der kleine Mann, die Kapuze wegwerfend. — „Bindet ihn.“

* * *

Der Prozeß der Csernitzkyschen Falschmünzerbande erregte großes Aufsehen weithin, denn von Krakau bis Petersburg gingen ihre Verzweigungen und 55 Personen, darunter 9 Frauen, waren dabei beteiligt. Uns interessiert am meisten das Bekenntnis Csernitzkys, das er vor seinem letzten Wege ablegte. Sein Vater, der ihn ermutigte, unter den vornehmen Mädchen zu wählen, da er ein Faß mit Gold im Keller habe, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, falsches Geld zu machen und dieses gegen das gute im Fäßchen einzutauschen. Anfangs prägte er das Gold (und zwar in Krakau), um den Alten zu betrügen,

später gefiel die einträgliche und gefährliche Beschäftigung seiner abenteuerlichen Natur, und als der Lublauer Kasperek das noch auf dem Grunde mit gutem Golde gefüllte Faß gestohlen hatte, bildete sich eine weitverzweigte Bande.

Das Urteil, das im Jahre 1720 gesprochen wurde, lautete auf Enthauptung der acht Rädelsführer; natürlich war auch Csernitzky unter ihnen.

Eine große Menschenmenge schaute der Hinrichtung auf dem Platze zu. Vorn in der ersten Reihe auf einer Empore saß Graf Nowogradsky und plauderte mit dem Starosten Lubomirsky.

Nun läutete die Armesünderglocke und die Angeklagten gingen, jeder von einem Geistlichen begleitet, vorüber. Der Staroste sprang entsetzt auf, kalter Schauer lief ihm über den Rücken und eine Blutwelle verdunkelte seine Augen.

„Michael Kasperek!" rief er unwillkürlich.

Csernitzky hörte es und blickte stolz und herausfordernd dem Klange nach. Nowogradsky aber zog ihn an seinem Rock. „Setze dich nieder, was willst du denn?"

„Ich schwöre dir bei Gott," sagte der Staroste, „daß dieser Bursch das vollkommene Abbild des in Lublau verstorbenen Menschen ist, von dem ich dir einst erzählte."

„Das ist der Hauptschuldige Michael Csernitzky," antwortete Nowogradsky.

„Ich habe nie im Leben eine größere Ähnlichkeit gesehen, selbst unter Geschwistern ist sie selten."

Der Polizeihauptmann lächelte geheimnisvoll:

„Vielleicht sind es Geschwister, wenn auch nicht von einer Mutter, so doch von einem Vater.“

Je länger ihn der Staroste anschaute, desto mehr erkannte er ihn; er stand auf und ging zu dem Angeklagten hinab.

„Sie kommen mir bekannt vor,“ sagte er leise zu Csernitzky.

Dieser lachte cynisch.

„Ich glaub's, Staroste, daß Sie mich kennen. Ich habe Sie von einem guten Braten weggetrieben, nicht wahr?“

Der Staroste rannte über Hals und Kopf zu Nowogradsky zurück.

„Schnell, Freund, schnell, unterbrich die Hinrichtung. Ich bin einer großen Sache auf die Spur gekommen. Das Geständnis dieses Menschen ist nicht vollkommen, denn er war es, der in Lublau als der tote Kasperek umher ging ... Es ist kein Zweifel. Er bekannte es selbst.“

Der Polizeihauptmann zuckte gleichgiltig die Schultern.

„Zu was soll dies denn jetzt, er wird so wie so enthauptet. Wir gewinnen dabei nichts und er verliert dabei nichts. Ich gebe zu, daß es so ist. Der Bursch fand dort eine schöne Geliebte und die Rolle als Gespenst gefiel ihm, da ihr ihn alle für den Kasperek hieltet, es war ja die bequemste Art, das falsche Geld auszustreuen, und der Frau mag es auch nach Geschmack gewesen sein.“

„Großartig,“ seufzte der Staroste, „nein, ich kann dies nicht erlauben, ich teile es dem Staatsanwalt mit.“

Der Polizeihauptmann umfaßte ihn und drückte ihn mit Gewalt nieder.

„Sei nicht dumm, lieber Lubomirsky! Es darf gar nicht an den Tag kommen. (Er blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen). Weißt du, der Frau wegen. Sie ist eine schöne Ware, und es hält jemand die Hand über ihr. Man müßte sie vor Gericht fordern, und sie käme in den Mund der Leute. Also setze dich nieder, Freund. Es wäre auch schon zu spät. Schau, eben führt man ihn zum Schafott . . . Wie kühn der Schurke geht . . . Er entkleidet sich selbst . . . Welch mächtiger Nacken. Hopsa, 1. 2. 3. Nun ist's geschehen. Bravo Meister! Der Krakauer Scharfrichter ist eine Hundebrut."

„Ja, ja," entgegnete der Staroste zerstreut. „Aber sage mir, wer hält denn die Hand über jener Frau?"

„Neige dich näher zu mir, ich werde es dir ins Ohr sagen."

* * *

Seit jener traurigen Nacht, da Kasperek mit Matuska sprach, hatte ihn niemand mehr in Lublau gesehen. Der Hexe Pirityi Worte waren also doch wahr geworden: Wenn der Vogel nicht mehr unter das Dach zurückkehren soll, muß sein Nest zerstört werden.

Es war doch eine kluge Frau, man schickte ihr auch die versprochenen hundert Thaler und Röschen zu ihrer Verheiratung die beiden schönsten Kühe. Herr Pawlovsky war selbst bei der

Hochzeit, wo die Panna in ihrer lustigen Laune den Lublauern erzählte, daß sie durch die Kraft ihrer Zauberkräuter und mit Hilfe des Teufels Delial die verdammte Seele Kaspereks in einem Turme der Saroser Burg gefangen halte. Dort bleibe er so lange, bis er seine schlechten Streiche abgebüßt habe, dann dürfe er wieder auf seinen Palko springen.

Das konnte möglicherweise wahr sein.

Drum still, ihr Kinder, seid artig, denn man kann nicht wissen, wann er wieder erscheint.

Hu! Schon klatscht etwas draußen in der Luft, vielleicht sind es die Hufe seines Rosses.

Die Romanwelt

Zeitschrift für die erzählende Litteratur aller Völker

Herausgegeben von Otto Neumann-Hofer — Felix Heinemann

P. P.

Was will die Romanwelt?

Dem im Leben geschulten, reifen Manne und Weibe eine Unterhaltungslektüre bieten, die nicht dem leeren Zeitvertreibe dient. Sie will über dem verständnisvollen Ausblick aufs Leben und dessen realistischer Schilderung weder die litterarisch wertvolle, künstlerische Form, noch unser Bedürfnis nach Schönheit und deutschem Humor vergessen.

Was ist die Romanwelt?

Das litterarische Unterhaltungsblatt Deutschlands, das dieser Aufgabe gerecht wird, das die großen Fragen unserer Zeit und die Probleme der Menschennatur in den erzählenden Werken der bedeutensten Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes behandelt, das aber auch verdienstlichen, jungen Talenten den Weg zur Öffentlichkeit bahnt. (Siehe Mitarbeiterverzeichnis.)

Was sagt man von der Romanwelt?

Presse, Publikum und Schriftsteller nennen sie einstimmig das im besten Sinne moderne und für die deutsche Journallitteratur notwendige Blatt.

Wie erscheint die Romanwelt?

Sie erscheint wöchentlich einmal, außerdem auch in Monatsheften im handlichen Quartlexikonformat, in geschmackvoller Ausstattung.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3,75 für das 13 Wochenhefte umfassende Quartal.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt (Zeitungs-Liste Nr. 6155) entgegen, sowie der

Verlag der Romanwelt.

Urteile über die Romanwelt.

Friedrich Spielhagen: *„Ich habe von Anfang an die Existenz eines Blattes von der Tendenz der „Romanwelt“ für eine Notwendigkeit gehalten.“*

Dr. Jos. Vict. Widmann: *„Diese „Romanwelt“ ist in der That das vornehmste belletristische Unterhaltungsblatt Deutschlands. Ihre Leitung zeigte sich frei von jenen prüden Rücksichten, welche in manchen sogenannten Familienblättern die künstlerische Produktion einengen, hielt sich aber von den brutalen Machwerken derjenigen Grossstadtschriftsteller fern, welche die ihnen fehlende echte Kunst durch freches Ausmalen erotischer Szenen zu ersetzen suchen. Die „Romanwelt“ darf als in ihrer Art absolut ersten Ranges, namentlich unserer Frauenwelt, bestens empfohlen werden.“*

Prof. Max Freiherr von Waldberg: *Das Bestreben des modernen Romans, statt dämmernder Vergangenheit helle Wirklichkeit zu bieten und in der treuen Darstellung des Lebens auch ein Mittel zu dessen Erkenntnis zu schaffen, findet schon in den wenigen bisher erschienenen Bänden der „Romanwelt“ einen prägnanten Ausdruck.*

Ein Pfarrer: *„Ich spreche Ihnen meine grosse Wertschätzung Ihres Blattes aus; ich möchte es nicht mehr missen und würde es mit keiner anderen Zeitschrift eintauschen. Die „Romanwelt“ ist ebenso interessant wie bildend und belehrend und von hohem sittlichen Gehalt.“*

Eine Deutsche im Auslande: *„Ich habe bei Besuchen in Deutschland schon öfter die Erfahrung gemacht, dass ich Dank der „Romanwelt“ besser über neue Erscheinungen der Litteratur unterrichtet war, als viele meiner im Lande selbst lebenden Bekannten.‘*

Kurze Geschichten

Bd.: 1,3.

1897